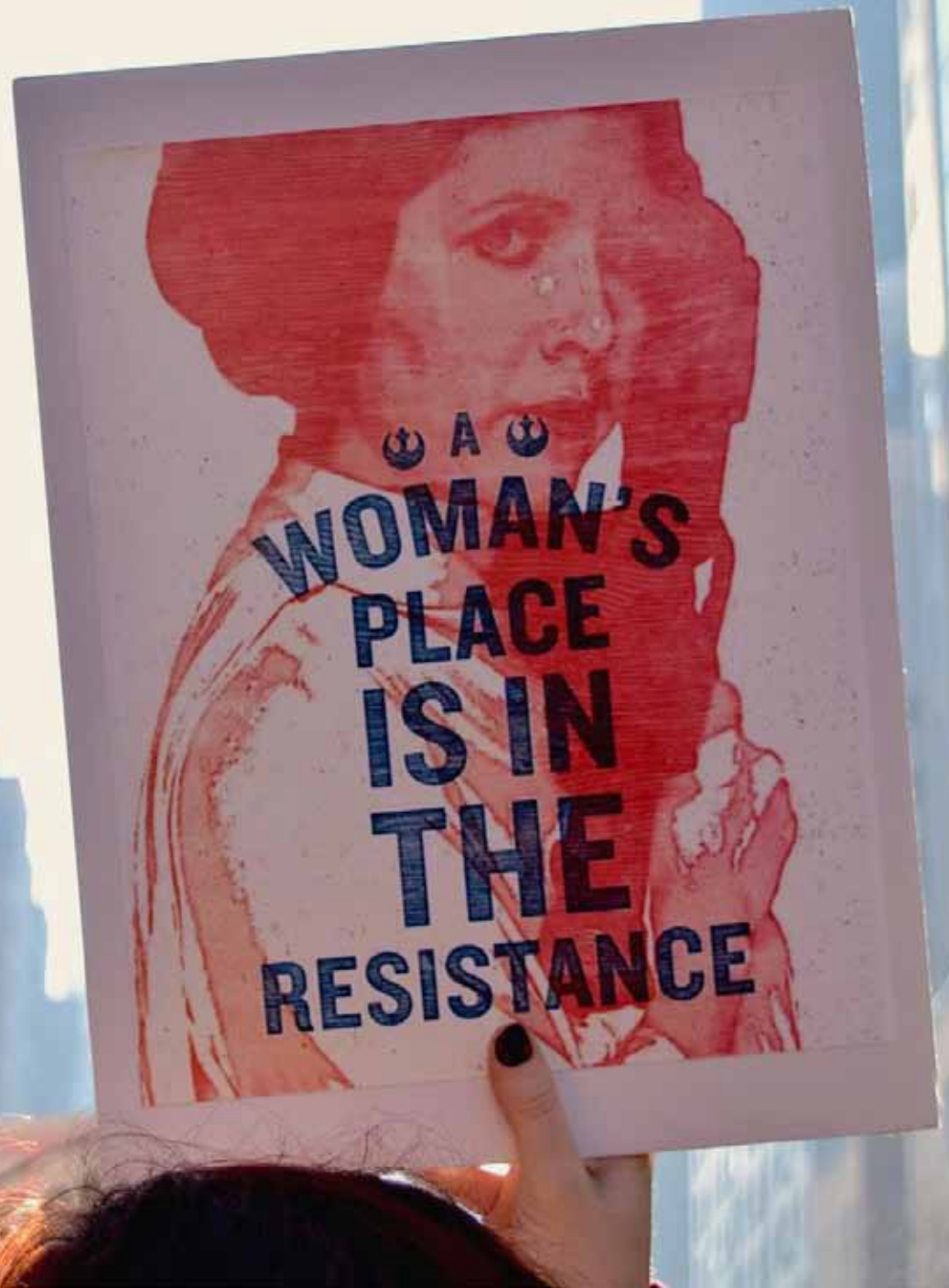
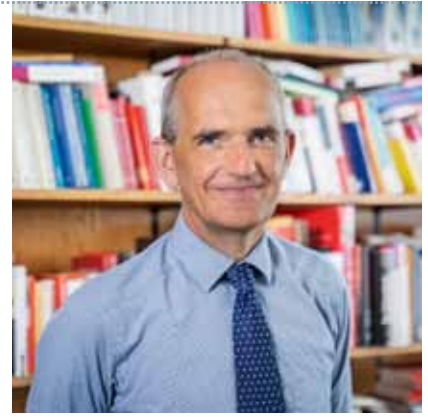


# WOJ 1/22

Karel Cudlín · Otto Braun · Masuren · Zisterzienser

Internationaler Frauentag  
Swetlana Alexijewitsch





Liebe Leserinnen und Leser,

vor einem Jahr habe ich meinen Eröffnungsbeitrag zur Nummer Eins des West-Ost-Journals 2021 mit der Bemerkung begonnen, dass wohl die meisten von uns gedacht hatten, die Corona-Pandemie, die im Frühjahr 2020 Deutschland erreicht hatte, würde hinter uns liegen. Damals waren wir mittlerweile eines Schlechteren belehrt und die Jahreswende 2021 auf 2022 steht neuerlich im Zeichen der Pandemie. Das macht uns alle nicht froh, im Gegenteil, soviel steht fest, auch wenn sonst über das richtige Vorgehen gegen das gefährliche Virus noch immer reichlich Uneinigkeit herrscht. Immerhin: Wir haben auch 2021 noch einmal dazugelernt, haben auch hier bei uns im Gerhart-Hauptmann-Haus einiges anders gemacht, etwa wiederum verstärkt auf digitale Angebote gesetzt. Und Sie, unser Publikum, sind uns dabei mit Ihrem beständigen Interesse gefolgt. Dafür herzlichen Dank!

Auch wenn augenblicklich wieder weiterreichende Planungen schwierig beziehungsweise unsicher erscheinen, so sind wir auf der Grundlage der Erfahrungen der letzten knapp zwei Jahre doch zuversichtlich, dass wir auch in 2022 eine richtige Mischung finden werden für unsere Angebote, die Sie dann wieder zum Teil von zuhause aus verfolgen können. Aber zugleich hoffen wir natürlich auch, mit der gebotenen Vorsicht gemeinsam mit Ihnen hier im Haus bedeutsamen Themen und Fragen nachgehen zu können. Denn wir haben die Zeit des gezwungenermaßen geringeren Publikumsbetriebes hier ja auch genutzt, um zwei unserer Veranstaltungsräume – finanziell unterstützt durch das Land Nordrhein-Westfalen – für Sie sanieren und modernisieren zu lassen. Nichts wünschen wir uns für das neue Jahr mehr, als diese Räume wieder gut gefüllt mit interessierten Menschen sehen zu können. Denn eines ist für 2022 ganz gewiss: über einen Mangel an



**WEST-OST-JOURNAL**  
**JANUAR**  
**FEBRUAR**  
**MÄRZ**

- |    |                                    |    |  |
|----|------------------------------------|----|--|
| 4  | Ausstellung Karel Cudlín           | 13 | Tagesexkursion Osnabrück                         |
| 6  | Ausstellung Otto Braun             | 14 | Die Leben des Paul Zech                          |
| 10 | Egon Bahr                          | 14 | Wandel in Oberschlesien seit 1990                |
| 11 | Die Deutschen in der Sowjetunion   | 15 | Lesung mit Michael Zeller                        |
| 12 | Ein falscher Hauptmann in Köpenick | 15 | 70 Jahre Charta der deutschen Heimatvertriebenen |

Programminhalten, die Berücksichtigung finden sollten, werden wir einmal mehr nicht zu klagen haben. Denn 2021 schon haben uns unsere östlichen Nachbarn in Europa intensiv beschäftigt, daran wird sich 2022 nichts ändern. Unser Verhältnis zum Partnerland Polen wird weiterhin viel Aufmerksamkeit erfordern, ähnlich auch die Beziehungen zu Ungarn und zur Tschechischen Republik, wo jüngst bei der schwierigen Regierungsneubildung das Schicksal der Sudentendeutschen und der Umgang damit eine erstaunlich gegenwärtige Bedeutung gewonnen hat. Schon an nur diesem einen Beispiel lässt sich aufzeigen, dass aktuelle politische Entwicklungen bei unseren nächsten Nachbarn ohne einen differenzierten Blick auf unsere gemeinsame Vergangenheit mindestens teilweise unverständlich bleiben müssen. Das gilt natürlich nicht minder hinsichtlich unserer Beziehungen zu den östlichen Nachbarn, die keine Partnerländer in der Europäischen Union sind. Russland, die Ukraine, Bosnien-

Herzegowina, auch die werden im beginnenden neuen Jahr wichtige Themen bleiben. Und andere Nachbarn womöglich auch.

Wir freuen uns also, wenn Sie auch 2022 wieder gemeinsam mit uns den Blick nach Osten wenden. Wenn wir uns nämlich mit der Geschichte, der Kultur, der Eigenart unserer östlichen Nachbarn auseinandersetzen, stets mit Respekt und Empathie versteht sich, diskussionsbereit und offen, tun wir etwas für die Zukunft Europas. Davon bin ich fest überzeugt.

Mit allen guten Wünschen für 2022 und in der Vorfreude auf viele Begegnungen

Ihr



- |  |  |                            |
|--|--|----------------------------|
| 16 Billy Wilder & Co                         | 22 Mein Zisterzienser-Jahr 2021                  | 39 Die Geheimsache »Kanal« |
| 17 Deutsch-polnisches Kooperationsprojekt    | 34 Laudatio für Arno Surminski                   | 40 Laudatio für Traian Pop |
| 18 Studienreise 2022 in das südliche Masuren | 35 Rüdiger Goldmann zum 80. Geburtstag           | 42 Bibliothek              |
| 21 Swetlana Alexijewitsch                    | 36 Die rumänische Diaspora in der Bundesrepublik | 43 Chronologie             |
| 21 Andreas Pietsch                           |  |                            |

19. Januar bis 31. März

# 30 Jahre Freiheit. Die Samtene Revolution in Fotografien von Karel Cudlín

Ausstellung

**K**arel Cudlín schuf als einer der wichtigsten Dokumentar Fotografen Tschechiens ikonographische Bilder der politischen Zeitenwende in Ost- und Mitteleuropa in den späten 1980er- und frühen 1990er-Jahren. Inzwischen sind sie z.T. mehr als dreißig Jahre alt, die schwarz-weißen Dokumentaraufnahmen, in denen Cudlín in seinem Heimatland Tschechien die Ereignisse vor und um die Samtene Revolution von 1989 festgehalten hat. Ihre Eindringlichkeit, ihr Blick für Details und die absurden Seiten des Lebens spiegeln für die heutigen Betrachter eine Welt wider, die es so nicht mehr gibt, an die es aber im 30. Jahr der Deutschen Einheit zu erinnern gilt. Cudlín dokumentierte nicht nur die großen Demonstrationen vom November 1989 in Prag, Hoffnung und Freude, er hielt auch Alltagsszenen ab Mitte der 1980er-Jahre fest. Er war im Spätsommer 1989 direkt dabei, als sich DDR-Bürger in der Hoffnung auf Ausreise in die westdeutsche Botschaft in Prag flüchteten. Er verfolgte 1991 in den Kasernen von Milovice den Abzug der sowjetischen Soldaten und begleitete später den ehemaligen tschechischen Präsidenten Václav Havel in dessen Zeit als Staatspräsident als persönlicher Fotograf.

Die Ausstellung entstand 2019 zum 30jährigen Jubiläum der Revolution.

In Kooperation mit: Tschechisches Zentrum Düsseldorf



TSCHECHISCHES ZENTRUM  
ČESKÉ CENTRUM



Bild: Karel Cudlín



28. Januar bis 20. März

# Verfechter von Demokratie und politischer Freiheit. Aufstieg und Fall des Sozialdemokraten Otto Braun (1872-1955)

Ausstellung

**A**nlässlich des 150. Geburtstages von Otto Braun zeigt die Stiftung im Foyer des Eichendorff-Saals eine Wanderausstellung über Leben und Wirken des ostpreussischen Sozialdemokraten. Otto Braun, der zwischen 1920–1932 als Ministerpräsident des Freistaates Preußen die Politik des Landes aktiv demokratisch prägte und nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten ins Exil gedrängt wurde, geriet im Nachkriegsdeutschland als Sinnbild für das alte Preußen in Vergessenheit.

Die politische Karriere Brauns beginnt vielversprechend in jungen Jahren in seiner Geburtsstadt Königsberg/Kaliningrad; und das in der damals noch unter dem Sozialistengesetz verbotenen SPD. Nach einer kurzen Schulzeit beginnt er eine Druckerlehre. Da Braun selbst aus einer Arbeiterfamilie

stammt, verhandelt er früh und Zeit seines Lebens besonders die Belange der armen bäuerlichen Bevölkerung im großagrarisches geprägten Ostpreußen. Braun wird 1909 Mitbegründer des Deutschen Landarbeiter-Verbands, einem gewerkschaftlichen Verbund, der für Rechtsschutz, Unterstützung im Krankheitsfall und Bildung der nahezu rechtlosen Landarbeiter im Deutschen Reich eintritt. 1918 versucht er als Landwirtschaftsminister mit Agrarreformen entgegen aller Widerstände auch seitens der Großgrundbesitzer die Auflösung post-feudaler Strukturen zu erreichen. Ein Problem, welches ihn auch als Ministerpräsident des Freistaates Preußen nicht verlässt. Pragmatisch tauscht Otto Braun in Reaktion auf den Kapp-Putsch 1920 die rechtskonservativen und reaktionären preussischen Beamten nach und nach durch Demokraten aus. Mit dem ehrgeizig und autoritär regierenden Braun, dem sogenannten »Zar von Preußen«, bleibt Preußen bis 1932 ein Anker der Stabilität im Deutschen Reich. Wie zahlreiche Politiker der Weimarer Republik muss Braun im März 1933 ins Ausland fliehen und lebt mit seiner Frau Emilie im Exil in der Schweiz. Da sein Anrecht auf Ruhegehalt mit dem nationalsozialistischen »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« vom 7. April 1933 erlischt, lebt er fortan in ständigen finanziellen Engpässen.

Otto Braun lässt sich von Franz Neumann die geteilte Hauptstadt im Oktober 1950 zeigen.

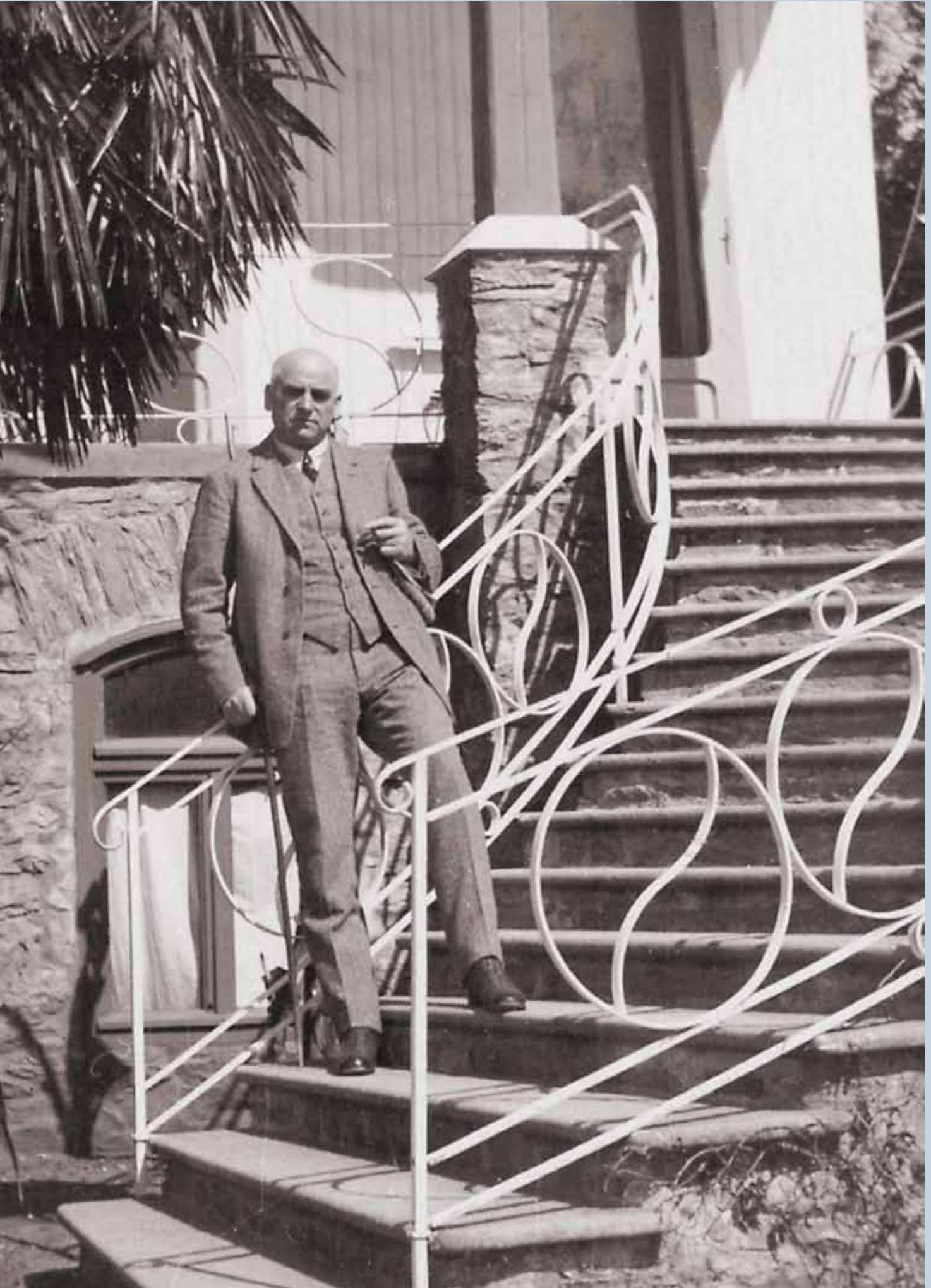


Bild: ASD der FES

Otto Braun vor seiner Villa in Ascona

Bild: Barch, Berlin





Gemeinsam mit anderen sozialdemokratischen Exilpolitikern entwickelt Braun 1942 ein Programm für eine Regierungsbildung für eine Zeit nach Hitler, in dem er selbst als Reichspräsident vorgesehen ist. An diesem Bild und der Idee einer Rückkehr zum Status vor 1933 hält er selbst noch 1943 fest.

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges kehrt er nicht mehr in die Politik zurück und wird auch nicht dazu berufen. Stattdessen zieht er in eine einfache Wohnung in Ascona in der südlichen Schweiz. Im Mai 1948 spricht ihm die nordrheinwestfälische Regierung eine Pension ab dem Kapitulationstag zu. Er soll nur eine Bedingung erfüllen: Einen Wohnsitz in Deutschland besitzen. Aus diesem Grund meldet er sich am 17. September 1948 in Düsseldorf zunächst in der Vennhauser Allee 38 und 1952 in der Vohwinkelallee 1 an. In Wirklichkeit baut Braun aber keine enge Verbindung mehr zu Deutschland auf und reist nur einige Male im Jahr in die Bundesrepublik.

Die größte Herausforderung der Nachkriegszeit sieht Otto Braun in der Spaltung Deutschlands in Ost und West. In einem Interview mit dem Sender »Freies Berlin« äußert er sich 1955 ausführlich dazu. Für ihn ist die Vereinigung das »erstrebenswerte Ziel deutscher Politik, für das alle Deutschen östlich und westlich des Eisernen Vorhangs sich unentwegt einsetzen müssen, bis es erreicht ist...«. Seiner Meinung nach sei nur so wahrer Frieden in Europa möglich. In der Schweiz lebte Braun weitestgehend zurückgezogen und in Einsamkeit. Am 15. Dezember 1955 stirbt er in Locarno.

Erst in den 1970er und 1980er Jahren erinnert man sich an Otto Braun. Es gibt erste Straßenbenennungen und 1977 eine erste Biografie, verfasst durch den Historiker Prof. Dr. Hagen Schulze. Ein Versammlungssaal der Berliner Staatsbibliothek trägt den Namen Otto Braun sowie seit 2013 ein Platz in Potsdam. Am 28. Januar 2022 wäre Otto Braun 150 Jahre alt geworden.

Die Ausstellung wurde erstellt vom Ausstellungsteam Christina Klein M.A., Dr. Katja Schlenker, Florian Christopher Weegen und Alexander Atanassow (Ausstellungsgestaltung).

Plakat aus dem Bundestagswahlkampf 1949



Bild: AASD der FES, Bonn, 6/PLK009982



Bild: Barch, Berlin





Bild: wikipedia

---

 22. März – 19.00 Uhr

## Architekt der Neuen Ostpolitik. Zum 100. Geburtstag von Egon Bahr (1922–2015)

Vortrag von Prof. Dr. Bernd Faulenbach

Er war so »nah dran« und hat die berühmteste Szene selbst dennoch gar nicht gesehen. Als Bundeskanzler Willy Brandt am 7. Dezember 1970 vor dem Denkmal für den Warschauer Ghetto-Aufstand von 1943 seinen berühmten »Kniefall« vollzog, war dem ihn begleitenden Staatssekretär im Bundeskanzleramt Egon Bahr durch die zahlreich anwesenden Journalisten die Sicht verstellt. Er bemerkte nur, dass es, wie er später schilderte, »auf einmal ganz still« geworden war. Ohne Bahr wäre es allerdings zu dieser bewegenden Geste vielleicht gar nicht gekommen. Schon seit den späten 1950er-Jahren war Bahr ein enger politischer Wegbegleiter Willy Brandts. Der 1922 in Thüringen geborene Bahr hatte während der NS-Diktatur aufgrund der jüdischen Herkunft seiner Mutter zahlreiche Diskriminierungen erfahren. 1945 schlug er in Berlin eine journalistische Laufbahn ein und arbeitete nicht zuletzt für den RIAS. 1956 wurde er SPD-Mitglied, 1960 übertrug ihm Willy Brandt, damals Regierender Bürgermeister von West-Berlin, die Leitung des Presse- und Informationsamtes. Seither begleitete Bahr Brandt durch die folgenden

Etappen von dessen politischem Aufstieg. Auch als Brandt 1969 der erste sozialdemokratische Regierungschef der Bundesrepublik wurde, behielt er Bahr als Staatssekretär in seiner nächsten Nähe. So war dieser an der Konzeption der Neuen Ostpolitik der Regierung Brandt maßgeblich beteiligt – am Beginn aber von deren Umsetzung stand die Unterzeichnung des Freundschaftsvertrages mit der damaligen Volksrepublik Polen. Unmittelbar davor entschloss sich Brandt spontan zum »Kniefall«. Auch nach Brandts Rücktritt im Mai 1974 behielt Egon Bahr wichtige Positionen in den folgenden, sozialdemokratisch geführten Regierungen. Von 1972 bis 1990 gehörte er dem Deutschen Bundestag an. Noch während und nach der Herstellung der deutschen Einheit blieb Egon Bahr ein gefragter Berater auf unterschiedlichen Politikfeldern. 2015 ist er hochbetagt verstorben. Prof. Dr. Bernd Faulenbach ordnet das Wirken Egon Bahrs in einen weiteren Kontext ein. Er ist einer der besten Kenner der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Insbesondere mit der Ära Brandt hat er sich intensiv auseinandergesetzt.



Bild: wikipedia

Michail Gorbatschow während des XI. Parteitags der SED am Brandenburger Tor

25. Januar – 19.00 Uhr

## Die Deutschen in der Sowjetunion in der letzten Phase ihrer Existenz 1985–1991

Vortrag von Dr. Viktor Krieger

**M**it dem Aufstieg des damals erst 54 Jahre alten Michail Gorbatschow zum Generalsekretär der Kommunistischen Partei und damit zum mächtigsten Mann in der Sowjetunion im März 1985 begann auch für die dort lebenden Deutschen eine folgenreiche neue Entwicklungsetappe. Spätestens seit 1941 verfolgt und unterdrückt, als angebliche heimliche Unterstützer der auf Befehl Hitlers begonnenen deutschen Invasion diffamiert, aus ihren Heimatregionen vertrieben, blieben sie auch nach dem Sieg über NS-Deutschland noch jahrzehntelang diskriminiert und drastisch benachteiligt. Mit Gorbatschows Versuch einer politischen und wirt-

schaftlichen Erneuerung gingen auch stark erweiterte Möglichkeiten einher, die Sowjetunion zu verlassen. Hunderttausende Deutsche standen damit vor einer Richtungsentscheidung: Bleiben oder nach Deutschland zurückkehren, wo meist Jahrhunderte zuvor ihre Vorfahren hergekommen waren?

Viktor Krieger ist seit langem als einer der besten Kenner der Geschichte der Deutschen in Russland bzw. der Sowjetunion ausgewiesen. Er analysiert einen besonders komplizierten Abschnitt dieser Geschichte, der bis heute stark nachwirkt.

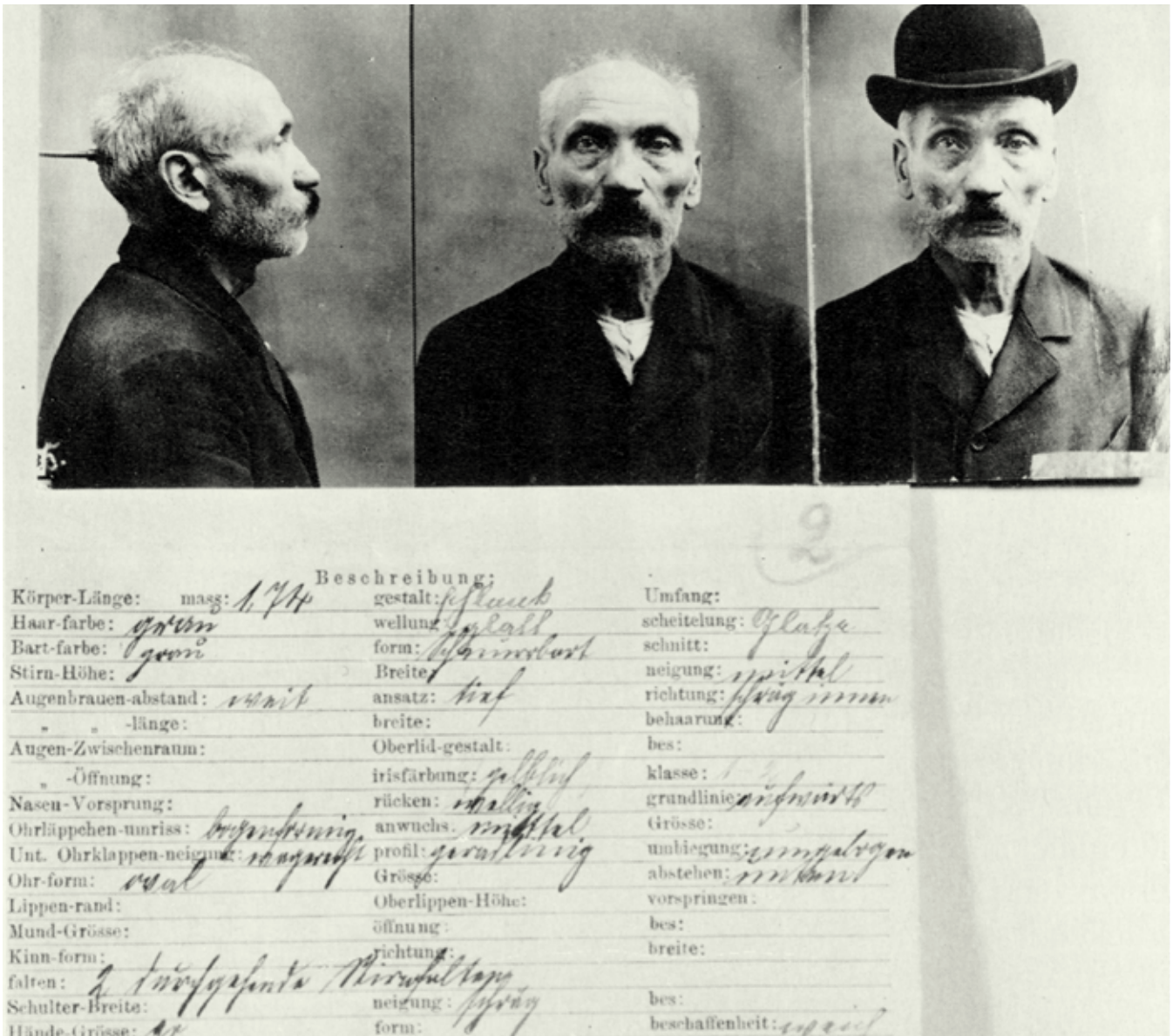


Bild: wikipedia

24. Februar – 19.00 Uhr

## Ein Schuster aus Tilsit und ein falscher Hauptmann in Köpenick. Zum 100. Todestag von Wilhelm Voigt (1849–1922)

Vortrag mit Textbeispielen von Dr. Katja Schlenker und Prof. Dr. Winfrid Halder

Vermutlich würde heute niemand mehr wissen, wer Wilhelm Voigt war, hätte er nicht einmal in seinem ansonsten eher trüben Leben eine zündende Idee gehabt. Der 1849 im ostpreussischen Tilsit geborene Voigt folgte seinem Vater im Beruf des Schuhmachers, kam allerdings schon als Heranwachsender mit dem Gesetz in Konflikt. Als 57jähriger hatte er 1906 deutlich mehr als die Hälfte seines Daseins in verschiedenen preussischen Haftanstalten verbracht, verurteilt wegen Diebstahls, Raub, Urkundenfälschung und anderen Delikten. Nun wollte Voigt sich wohl ein ruhigeres Leben verschaffen, als er älter wurde. Der »Coup«, den er sich dazu ausdachte, hat dem straffälligen Schuster aus Ostpreußen als falscher »Hauptmann von Köpenick« eine Art Unsterblichkeit verschafft. Voigt hatte sich eine Hauptmannsuniform besorgt und diese am 16. Oktober 1906 angelegt, woraufhin eine ihm zu-

fällig begegnende kleine Formation von Soldaten sofort seinen Befehlen folgte. Mit seinen »Untergebenen« besetzte er das Rathaus der damals noch vor Berlin liegenden Stadt Köpenick, stellte den verutzten, aber ebenfalls gehorchenden Bürgermeister unter Arrest und entschwand dann mit der mehrere Tausend Mark enthaltenden Stadtkasse. Als Voigt einige Tage später verhaftet wurde, war er schon eine Berühmtheit und wurde es erst recht durch den folgenden Prozess, der ihn wieder ins Gefängnis brachte. Kaiser Wilhelm II., der kaum etwas so liebte wie prächtige Uniformen, zeigte einigen Humor und begnadigte Voigt bald darauf. Danach lebte der »Hauptmann« zeitweilig nicht schlecht von der Vermarktung seiner Geschichte. Aus der hat Carl Zuckmayer 1931 eines der erfolgreichsten deutschen Theaterstücke des 20. Jahrhunderts gemacht.



Bild: wikipedia

Donnerstag, 05. Mai 2022, 08.45 bis 20.00 Uhr

## Osnabrück – Stadt des Westfälischen Friedens

### Tagesexkursion

Die Friedensstadt« nennt sich die niedersächsische Dom- und Universitätsstadt hinter der nördlichen Grenze Nordrhein-Westfalens. Hier wurde 1648 der Westfälische Frieden auf den Stufen des Rathauses verkündet, Osnabrück war eines der Zentren im vorausgegangenen, mühsamen Verhandlungsprozess. Internationale Preise und Feste sind heute in Osnabrück dem Frieden gewidmet. Die Friedenstradition pflegt die Stadt in besonderem Maße mit Bildungsangeboten, Kulturinitiativen und musealen Attraktionen. Das Erich-Maria-Remarque-Friedenszentrum präsentiert eine sehenswerte Ausstellung über den Autor des Klassikers der Anti-Kriegsliteratur »Im Westen nichts Neues«. Im Museumszentrum präsentiert ein von Daniel Libeskind entworfener, architektonisch anspruchsvoller Gebäudeflügel das Werk des in der NS-Zeit verfolgten Künstlers Felix Nussbaum. Die Exkursion führt bei einem »friedlichen« Stadtrundgang zum Historischen Rathaus und weite-

ren Sehenswürdigkeiten der Osnabrücker Friedensarbeit, und lädt zu einem Besuch des Erich-Maria-Remarque-Friedenszentrums und der Sammlung der Kunstwerke von Felix Nussbaum ein.

Infos bei Dr. Sabine Grabowski: [grabowski@g-h-h.de](mailto:grabowski@g-h-h.de), 0211-16991-13  
Anmeldung über die VHS Düsseldorf, 0211-899-4150 oder <https://vhs.duesseldorf.de/vhs>  
Kosten: 18 € pro Person.

In Kooperation mit: VHS Düsseldorf



Volkshochschule  
Landeshauptstadt Düsseldorf

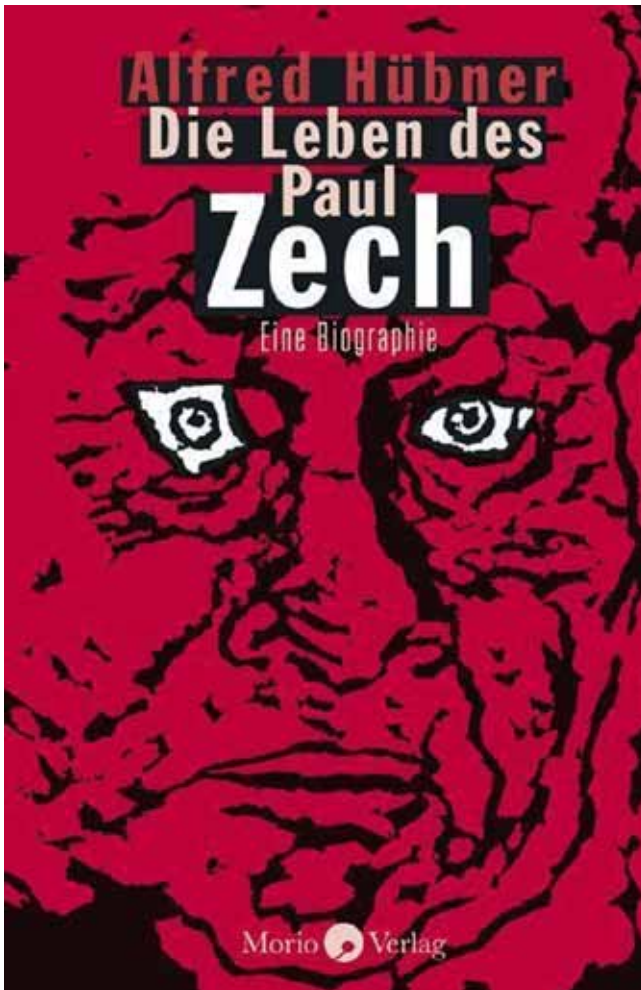


Bild: Verlag

21. Februar – 19.00 Uhr

### Die Leben des Paul Zech

Buchvorstellung und Gespräch mit Alfred Hübner

Nein, es handelt sich nicht um einen Druckfehler, wenn hier von »Leben« in der Mehrzahl die Rede ist. Denn wir wissen zwar, dass der bedeutende Dichter Paul Zech 1881 im westpreußischen Briesen (heute Wąbrzeźno) geboren wurde und dass er 1946 in der argentinischen Metropole Buenos Aires als verarmter Emigrant starb, dazwischen aber hat Zech selbst seine Biographie beständig immer wieder »neu erfunden«. Das hatte zur Folge, dass lange Zeit diverse Versionen davon im Umlauf waren und viele Ungewissheiten und Fragezeichen blieben. So war etwa unklar, warum Zech nach Barmen (heute Teil Wuppertals) kam, wann genau und welcher Tätigkeit er dort wirklich nachging. Sicher scheint zu sein, dass er die berühmte Elberfelder Dichter-Kollegin Else Lasker-Schüler (1869–1945) nicht – wie von ihm behauptet – schon damals, also um 1901, kennenlernte, sondern erst erheblich später, als Zech – wie Lasker-Schüler lange vor ihm – nach Berlin gegangen war. Dort fand er seit 1912 wachsende Anerkennung, vor allem mit seinen Gedichten. Die Neigung, Wahres und Erfundenes zu vermischen, zeigte sich aber etwa auch in seinen Tagebüchern aus dem Ersten Weltkrieg. Selbst die Gründe für Zechs Emigration 1933 waren nicht völlig durchsichtig. Der Pforzheimer Germanist und Theaterwissenschaftler Alfred Hübner hat sich viele Jahre mit »den Leben« des Paul Zech befasst und dabei zahlreiche Legenden widerlegt und Dunkles aufgehellert. Das Ergebnis legte er 2021 in einer voluminösen Lebensbeschreibung Zechs vor, bei der es sich zweifellos um das fortan gültige Standardwerk handelt.



Bild: wikipedia

15. März – 19.00 Uhr

### Politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Wandel in Oberschlesien seit 1990

Vortrag von Jan Opielka

Seit dem Umbruch im östlichen Europa Ende der 1980er-Jahre haben sich naturgemäß auch im polnischen Oberschlesien große Wandlungen vollzogen. Polen konnte die kommunistische Diktatur überwinden und wurde zu einer parlamentarischen Demokratie mit funktionierenden Regionalkörperschaften und -parlamenten. Für das schwerindustriell geprägte Oberschlesien brachen gleichzeitig wirtschaftlich noch schwierigere Zeiten an. Der Übergang in ein liberal-kapitalistisches Wirtschaftssystem lief nicht ohne Härten für viele Menschen ab. Zugleich begann der auch aus umweltpolitischen Gründen erforderliche, bislang freilich nur teilweise vollzogene Abschied von der Steinkohle als wichtigstem Energieträger. Schließlich hatte sich gerade in Oberschlesien auch die zahlenmäßig größte deutschsprachige Minderheit in Europa neu zu orientieren, während sie von den neuen Freiheiten profitierte.

Jan Opielka, selbst 1977 in Oberschlesien geboren, hat die Entwicklungen, die er analysiert, aus nächster Nähe beobachtet. Der studierte Politologe und Anglist lebt als freier Journalist und Publizist in Gleiwitz/Gliwice. Er arbeitet für verschiedene renommierte Medien in Deutschland und in Polen.

Die Sitzpolster der oberschlesischen Straßenbahn mit Förderschacht und Fördergrad



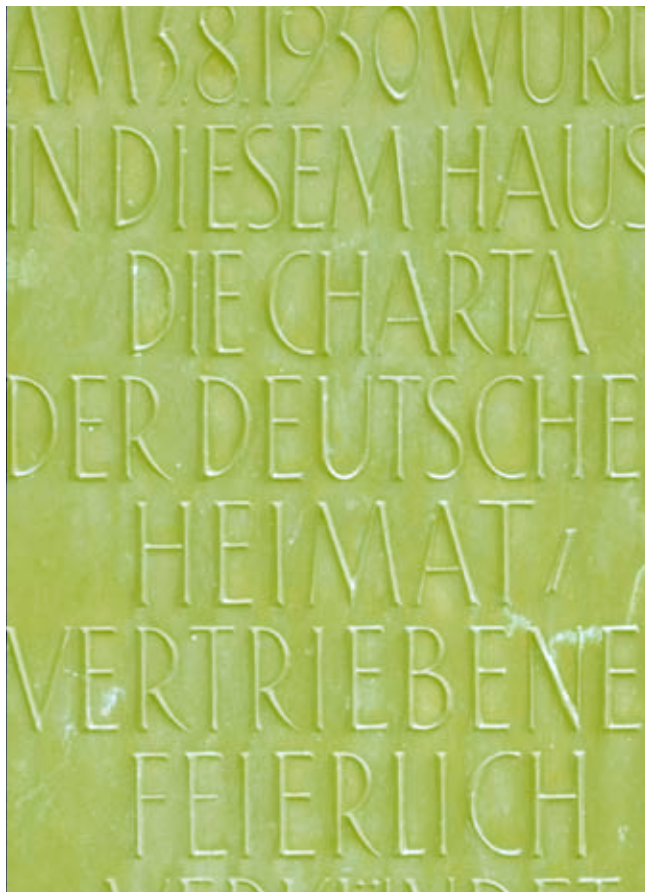
30. März – 19.00 Uhr

### **Die Kastanien von Charkiw. Mosaik einer Stadt.** Buchvorstellung und Lesung mit Michael Zeller

Michael Zeller ist seit Jahrzehnten leidenschaftlich am europäischen Osten interessiert. Als gebürtiger Breslauer beschäftigt er sich aber keineswegs nur mit Polen, zu dem sein Herkunftsort heute gehört. Gerade in jüngerer Zeit hat der renommierte Schriftsteller Zeller (u. a. Andreas-Gryphius-Preisträger 2011) die endlich unabhängige, doch vielfach krisengeschüttelte Ukraine viele Male besucht. Zeller ist so zu einem Ukraine-Experten geworden und zugleich zu einem engagierten Anwalt der geplagten ukrainischen Bevölkerung. Deren Sorgen und Nöte haben ihm nicht nur inzwischen befreundete Schriftsteller-Kollegen wie Andrei Kurkov nahegebracht. In vielen seiner literarischen Texte aus den letzten Jahren hat Michael Zeller versucht, beim deutschen Publikum mehr Verständnis zu schaffen für ein immer noch Vielen hierzulande nahezu unbekanntes Land in Europas Osten.

Charkiw, nach der Hauptstadt Kiew die zweitgrößte Stadt der Ukraine, hat Michael Zeller schon 1990 kennengelernt und seither häufig besucht. Aus seinem bislang letzten Aufenthalt dort ging sein neuestes, gerade erschienen Buch »Die Kastanien von Charkiw« hervor, das er selbst vorstellen wird.

In Kooperation mit:  
Literaturbüro NRW und dem  
Ukrainischen Generalkonsulat  
Düsseldorf



08. Februar – 19.00 Uhr

### **»Wir werden jedes Beginnen mit allen Kräften unterstützen, das auf die Schaffung eines gemeinsamen Europas gerichtet ist ...« 70 Jahre Charta der deutschen Heimatvertriebenen**

Vortrag von Prof. Dr. Matthias Stickler

#### **WENZEL-JAKSCH-FORUM 2021**

Am 05. August 2020 jährte sich die Verkündung der Charta der deutschen Heimatvertriebenen zum 70. Mal. Der Inhalt jener im Sommer 1950, also nur ein gutes Jahr nach der Gründung der Bundesrepublik Deutschland verkündeten Grundsatzserklärung, ist bis heute wegweisend. Die Veröffentlichung erfolgte im Namen von damals rund acht Millionen Flüchtlingen und Vertriebenen, die Aufnahme im jungen westdeutschen Staat gefunden hatten. Prof. Dr. Matthias Stickler, der an der Julius-Maximilians Universität Würzburg lehrt, und nicht zuletzt durch seine Forschungen zur Vertriebenenintegration hervorgetreten ist, geht auf die Entstehung der Charta, deren Hintergründe und folgende, zuweilen kontroverse Debatten darüber ein.

Die schon für 2020 geplante Veranstaltung musste bedingt durch die Corona-Pandemie mehrfach auf diesen Termin verschoben werden.

In Kooperation mit: Bund der Vertriebenen,  
Landesverband Nordrhein-Westfalen





Bilder: wikipedia

Gloria Swanson und Billy Wilder, 1950

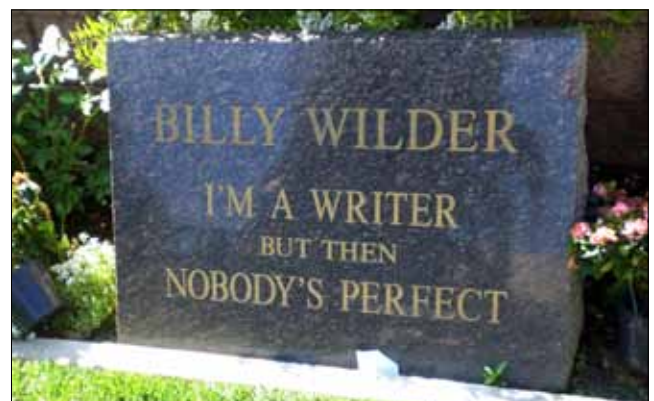
28. März – 19.00 Uhr

## Kein Hollywood ohne den europäischen Osten: Billy Wilder & Co.

Vortrag von Klaus Zimmermann

Keiner hat mehr »Oscars«, die wohl bekannteste aller Auszeichnungen für Filmschaffende, erhalten als er, nämlich sechs. Drei Mal erhielt er die begehrte Auszeichnung als Drehbuchautor, zwei Mal als Regisseur, einmal als Produzent. Ein cineastisches All-round-Talent, ohne Zweifel. Wer sich für das Kino im 20. Jahrhundert interessiert, kennt seinen Namen: Billy Wilder. Allerdings dürften weit weniger Menschen wissen, wo der Mann, der das Geschehen in der US-Filmmetropole Hollywood jahrzehntelang mitprägte, geboren ist.

Als Samuel Wilder kam er 1906 in Sucha (heute Sucha Beskidzka/Polen), in der damals österreichisch-ungarischen Provinz Galizien, rund 40 Kilometer südwestlich von Krakau in einem jüdischen Elternhaus zur Welt. Seine Mutter nannte ihn schon als Kind »Billie«, das war später leicht als »Billy« zu »amerikanisieren«. In Krakau und Wien aufgewachsen, begann Wilder nach dem Ersten Weltkrieg erst eine journalistische Laufbahn, die ihn nach Berlin brachte. Frühzeitig am boomenden neuen Massenmedium Kino interessiert, gelang es ihm dort zunächst als Drehbuchautor ins Filmgeschäft einzusteigen. Eine daraufhin hoffnungsvoll bei der UFA beginnende Karriere endete 1933 abrupt, als Wilder sich zur Emigration gezwungen sah. Seit 1934 lebte er in den USA, in den folgenden Jahren wurde er zu einem der gefragtesten Drehbuchautoren Hollywoods. Teilweise wenig zufrieden mit dem Umgang der beteiligten Regisseure mit seinen Film-Scripts konnte Wilder 1942 erstmals selbst Regie führen. 1945 wurden ihm die beiden ersten »Oscars« zuerkannt, für Regie und Drehbuch des Dramas »The Lost Weekend« zugleich. Es folgten weitere Klassiker wie »Sunset Boulevard« (1950), »Zeugin der Anklage« (1957, mit Marlene Dietrich) oder »Manche mögen's heiß« (1959, mit der jungen Marilyn Monroe). Bis zu seinem Tod 2002 blieb Wilder eine stilbildende Größe in der »Traumfabrik Hollywood«. In Hollywood traf Wilder auf viele Menschen mit vergleichbarem Schicksal – so auf seinen früheren Wiener Klassenkameraden Fred



Billy Wilders Grabstein mit seinem berühmt gewordenen Schlusssatz »Nobody's perfect« aus »Some like it hot«.

Zinneman, der 1907 als Alfred Zinnemann in Rzeszów, ebenfalls im damals habsburgischen Galizien geboren wurde. Zinneman, ähnlich wie Wilder aus Deutschland vertrieben, drehte dort später seinerseits berühmte Streifen, am bekanntesten wohl »High Noon« (»12 Uhr mittags« mit Gary Cooper und Grace Kelly, 1952). Bereits 1944 hatte er erfolgreich Anna Seghers' Roman »Das siebte Kreuz« verfilmt, mit dem gebürtigen Ostpreußen Felix Bressart (1892-1949) und dem seinerseits aus Galizien stammenden Alexander Granach (1890-1945) in wichtigen Nebenrollen, beide aus NS-Deutschland geflohen ... Die Liste der »Hollywoodianer aus dem Osten« ist lang. Klaus Zimmermann, seit vielen Jahren interessiert an der Thematik, konzentriert sich daher auf Billy Wilder.

In Kooperation mit: Freundeskreis Geschichte an der Heinrich-Heine-Universität



Bild: Tomasz Kubaczyk

Laboratorium der Regionen: Informationsrundgang der Teilnehmenden in Grabow

## Deutsch-polnisches Kooperationsprojekt Laboratorium der Regionen

Das Polnische Nationale Institut für Architektur und Stadtplanung hat in Zusammenarbeit mit der Fakultät für Architektur der Technischen Universität Warschau und der Fakultät für Landschaftsarchitektur der Universität Ermland und Masuren ein Projekt zum internationalen Erfahrungsaustausch »Pflege des europäischen Kulturerbes« gestartet, das Teil des Projekts »Laboratorium der Regionen« ist. Es hat die Aufgabe, die architektonische und städtebauliche Integrität und Identität von Regionen zu schützen. Die Hauptaufgabe des Projekts besteht darin, das Bewusstsein und das Wissen über das architektonische und städtische Erbe in Polen, das als kulturelles Erbe verstanden wird, zu erhöhen. Ziel ist es, das Potenzial der Orte auf der Grundlage ihrer städtischen und architektonischen Identität zu entwickeln. Das Projekt versucht auch, das Konzept der »Grenze« als einen Prozess zu analysieren, in dem räumlich-soziale Beziehungen ständig geschaffen und bestätigt werden.

Das Projekt basiert auf dem Austausch internationaler Erfahrungen und dem Lernen über funktionierende Praktiken im Bereich des Schutzes des kulturellen, architektonischen und landschaftlichen Erbes durch Feldforschung in ausgewählten Regionen in Deutschland (Mecklenburg-Vorpommern, Nordrhein-Westfalen). Das Ergebnis der Studienbesuche und der Forschung wird zu einer Sammlung von Inspirationen zusammengestellt, die als praktisches und funktionelles Instrumentarium online und gedruckt für die lokalen Behörden und Regierungen polnischer Regionen, die für die Gestaltung der Kulturlandschaft verantwortlich sind, publiziert wird. Die erste polnische Region im Rahmen des Programms »Laboratorium der Regionen« ist die Region Ermland und Masuren.

Projektpartner sind die Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus. Deutsch-osteuropäisches Forum in Düsseldorf, das Landesamt für Kultur und Denkmalpflege Mecklenburg-Vorpommern und die Botschaft der Republik Polen in Berlin.

Im August und September nahm ein Team von Forscherinnen und Forschern des Nationalen Instituts für Architektur und Stadtplanung, der Technischen Universität Warschau und der Universität von Ermland und Masuren an Studienreisen nach Mecklenburg-Vorpommern und Nordrhein-Westfalen teil. Während der Reisen wurden historische Städte besucht, die für ihren innovativen Entwicklungsansatz geschätzt werden, und die sich darum bemühen, die Herausforderungen der Moderne mit den Erfordernissen der historischen Kontinuität in Einklang zu bringen (Kempen, Straelen, Hallenberg, Parchim, Grabow und Güstrow).

Die Experten nahmen an Treffen mit Vertretern lokaler Selbstverwaltungsstrukturen, Fachleuten aus Planungsabteilungen, Architekten und Kultureinrichtungen teil, die sich mit der Geschichte der architektonischen und städtebaulichen Entwicklung von Städten befassen. Sie machten sich mit folgenden Themen vertraut: Konzepte zur Schaffung neuer Architektur im historischen Kontext, Projekte zum Wiederaufbau und zur Wiederbelebung der deutschen Städte. Ein wichtiges Gesprächsthema war die Suche nach der Vereinbarkeit des Raumplanungsprozesses mit dem architektonischen und städtebaulichen Erbe. Die Projektpartner beteiligten sich an der Organisation von Besichtigungen und Treffen und stellten Aspekte ihres Engagements für das kulturelle Erbe der besuchten Orte vor.

Die entstandene Sammlung von Inspirationen wird ein wichtiges Element des Toolkits sein, das sich an die lokalen Behörden der Region Ermland und Masuren richtet und eine umfassende Sammlung von Wissen über den Schutz und die Erhaltung von Objekten des kulturellen Erbes sowie praktische Ratschläge und Lösungen enthält. Das Projekt wird im Rahmen des Programms »Inspirierende Kultur« vom Polnischen Ministerium für Kultur, Nationales Erbe und Sport finanziert.



Häuser am Markt in Olsztyn/Allenstein

Bild: ©Sabine Grabowski

04. bis 14. August

# Zu den verlorenen Dörfern der Johannisburger Heide

## Studienreise 2022 in das südliche Masuren

Seit 2017 organisiert die Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus in Kooperation mit zahlreichen Partnern in Deutschland und Polen jährlich workcamps für Studierende zur Geschichte Masurens. Bei dem gemeinschaftlichen Projekt werden die Spuren der einstigen Bevölkerung im südlichen Ostpreußen sichtbar gemacht, erforscht und dokumentiert. Die praktischen und wissenschaftlichen Arbeiten dienen der touristischen Erschließung der Region und der Auseinandersetzung mit der Geschichte dieser besonderen Landschaft und ihrer Menschen. Nach fünf Jahren ist nun ein guter Zeitpunkt, die Ergebnisse auch einem größeren Interessentenkreis zu präsentieren.

Eine Studienreise mit Dr. Sabine Grabowski, die das Projekt für das GHH durchführt, bringt Sie mitten in die masurische Geschichte und lässt Sie das Schicksal dieser landschaftlich reizvollen Grenzregion aus einer besonderen Perspektive erleben. Das Programm bietet eine Vielzahl von außergewöhnlichen Einblicken in das masurische Leben, in Geschichte und Gegenwart und führt Sie zu herausragend schönen Orten jenseits der bekannten touristischen Pfade.

Die Fahrt startet mit dem Reisebus von Düsseldorf aus. Reiseveranstalter ist Neandertours in Erkrath. Die Unterbringung erfolgt in Pisz/Johannisburg im \*\*\*Hotel Nad Pisz. Auf der Hinfahrt gibt es eine Übernachtung im \*\*\*\*Hotel Mercure Poznań/ Posen Centrum, auf der Rückfahrt im \*\*\*Hotel City Park Frankfurt/Oder.

### Geplanter Reiseverlauf vom 04. bis 14. August 2022 (vorgesehene Reisestationen):

1. Tag: Donnerstag, 04.08.

#### Fahrt nach Poznań/Posen

Nach der Abfahrt vom Fernbusbahnhof am Düsseldorfer Hauptbahnhof bzw. vom S-Bahnhof in Erkrath geht es Richtung Osten. Gegen Abend erreichen wir unser Hotel in **Posen**. Ein Abendspaziergang führt durch die Universitätsstadt mit deutsch-polnischer Vergangenheit. Abendessen im Hotel.

2. Tag: Freitag, 05.08.

#### Über Toruń/Thorn nach Masuren

Auf dem Weg nach Masuren machen wir Halt in der alten gotischen Stadt **Thorn**. Bei einem Rundgang lernen wir Nikolaus Kopernikus und die Thorner Kathrinchen kennen. Am Abend erreichen wir unser Reiseziel: **Pisz**, die alte **Kreisstadt Johannisburg**. Hier wohnen wir im Hotel Nad Pisz, das zentral, aber ruhig zwischen Marktplatz und Fluss liegt. Abendessen im Hotel.



Bild: ©Sabine Grabowski

Masurenhaus in Galkowo

3. Tag: Samstag, 06.08.

### Johannisburg – ein erstes Kennenlernen

Der heutige Tag steht im Zeichen des Kennenlernens von Johannisburg. Ein Stadtrundgang zeigt die **historischen Wurzeln** der vom **Deutschen Orden** gegründeten Stadt und erklärt die Herausforderungen der Gegenwart. Wir werden im Museum der Stadt empfangen und mit der Geschichte der Region vertraut gemacht. Am Nachmittag führt ein Spaziergang am Fluss entlang zum Jezioro Roś/Roschsee. Wenn das Wetter es erlaubt, können wir im See baden. Abendessen im Hotel.

4. Tag: Sonntag, 07.08.

### Die verlorenen Dörfer der Johannsburger Heide

Nun geht es in die Johannsburger Heide. Bei Spaziergängen durch die rauschenden Wälder erkunden wir die verlorenen Dörfer, die als Folge des Zweiten Weltkriegs zerstört und nicht wieder aufgebaut wurden. Nur die alten evangelischen Friedhöfe zeugen hier noch von der **jahrhundertealten Siedlungsgeschichte** der Masuren. Dr. Sabine Grabowski wird uns vor Ort die Ergebnisse eines deutsch-polnischen Projektes zur masurischen Geschichte präsentieren und erläutern. Bei der Rundfahrt lernen wir verschiedene alte Dörfer und ihr Schicksal kennen. Bei einem Picknick am Jezioro Nidzkie/Niedersee können wir uns stärken und haben die Gelegenheit, im See zu schwimmen. Abendessen im Hotel.

5. Tag: Montag, 08.08.

### Krutyn/Kruttinnen und Wojnowo

Der Bus bringt uns heute nach Kruttinnen. Der frühere Kurort ist bekannt für die Kajak- und Bootsfahrten auf dem wunderschönen Flüsschen **Krutinna**. Auch wir lassen uns flussaufwärts staken. Wir besuchen den örtlichen **Friedhof**, der 2021 von Studenten aus Düsseldorf und Olsztyn/Allenstein im Rahmen des Projektes »Verges-

sene Friedhöfe« bearbeitet wurde. Gelegenheit zum Mittagessen in Kruttinnen. Mit dem Bus fahren wir nach **Wojnowo** und besuchen das **Kloster der Philipponen** in Wojnowo, Altgläubige, die im 19. Jahrhundert aus Russland nach Masuren kamen. Abgerundet wird der Tag durch einen Besuch in **Gałkowo/Galkowen**, bei dem wir von der Arbeit des Grafen Potocki und seiner Familie sowie dem kulturellen Programm im Salon Dönhoff erfahren werden. Abendessen und kulturelle Abendveranstaltung in Galkowen.

6. Tag: Dienstag, 09.08.

### Auf den masurischen Seen

Heute erkunden wir ein weiteres Mal die reizvolle Landschaft vom Wasser aus. Von dem beliebten Seglerort Ruciane-Nida/Rudzianny aus fahren wir mit dem **Ausflugsschiff** über Beldahn- und Niedersee auf den Spirdingsee, das masurische Meer. Ziel ist **Mikołajki/Nikolaiken**, der touristisch in den letzten Jahren breit erschlossene Ort, Zentrum der Segler und Heimat des Stinthenstes. Der König der Fische bewacht die Brücke am oberen Ende des **Jezioro Śniardwy/Spirdingsees**. Abendessen in einem masurischen Restaurant. Mit dem Bus kehren wir zurück zu unserem Hotel.

7. Tag: Mittwoch, 10.08.

### Steinort – Schloss der Familie von Lehndorff

Über Giżycko/Lötzen fahren wir nach Norden Richtung Węgorzewo/Angenburg und genießen dort die Aussicht über die masurische Seenplatte. Zwischen Mauersee und Dargeimersee liegt Sztynort/Steinort, der ehemalige Wohnsitz der **Familie von Lehndorff**. Wir besuchen das Schloss und lassen uns über die bisher geleisteten Aufbauarbeiten informieren. Gelegenheit zum Mittagessen haben wir im Segelhafen von Steinort. Anschließend besuchen wir den auf einer Halbinsel gelegenen Friedhof von Steinort mit dem Mausoleum der Familie von Lehndorff. Der Friedhof wurde 2020 im Rahmen



Paddeln auf den Masurischen Seen

des Projektes »Vergessene Friedhöfe in Masuren« von Studierenden aus Düsseldorf und Olsztyn/Allenstein bearbeitet und kann viele Geschichten über die ehemaligen Bewohner von Dorf und Schloss erzählen. Abendessen im Hotel.

8. Tag: Donnerstag, 11.08.

### In die masurische Hauptstadt Lyck

Wir besuchen die Geburtsstadt von **Siegfried Lenz**. Im Museum der Stadt Elk/Lyck bekommen wir eine persönliche Führung durch die masurische Geschichte. Dann geht es mit der **Schmalspurbahn** durch die Wälder. Hier können wir die Geschichten aus der Erzählung »So zärtlich war Suleyken« von Siegfried Lenz hautnah erfahren. Am Abend kehren wir nach Pisz/Johannisburg zurück. Abendessen im Hotel.

9. Tag: Freitag, 12.08.

### Durch die masurischen Wälder

Mit dem Bus fahren wir nach **Wejsuny/Weissuhnen** und besichtigen dort die evangelische Kirche, die erst kürzlich restauriert wurde. Dann geht es weiter durch die Wälder nach **Głodowo/Glodowen**, einem kleinen Ort am südlichen Ufer des Spirdingsees. Hier besuchen wir die Fischaufzuchtstation und erfahren einiges über das Leben der Fischer gestern und heute. Weiter geht es nach Niedźwiedzi Róg/Bärenwinkel, wir lassen den Blick schweifen über den großartigen **Spirdingsee** und können **geräucherten** Fisch am Hafen essen. Am Nachmittag machen wir noch einen Abstecher nach **Popielno** in das Naturreservat der Tarpan-Pferde. Vielleicht haben wir Glück und bekommen eine Herde der Wildpferde zu sehen. Wenn das Wetter es erlaubt, machen wir noch einen Stopp im Wald und besuchen den klarsten und tiefsten See Masurens, den Jezioro Jegocin/Jegodzin-See. Damit nehmen wir Abschied von Masuren.

10. Tag: Samstag, 13.08.

### Rückfahrt bis Frankfurt/Oder

Die Rückfahrt führt uns über Warschau auf die Autobahn nach **Frankfurt/Oder**. Hier übernachten wir im Hotel City Park. Am Abend machen wir einen kleinen Spaziergang ans Oderufer und schauen uns die Anlage der Viadrina-Universität an. Abendessen im Hotel.

11. Tag: Sonntag, 14.08.

### Rückfahrt nach Düsseldorf

Der Bus bringt uns heute wieder nach Düsseldorf, das wir gegen Abend nach einer gemütlichen Fahrt erreichen werden.

Wissenschaftliche Reiseleitung: Dr. Sabine Grabowski  
 Reiseveranstalter: Neandertours Erkrath  
 Reisepreis: 1200,00 € p.P. im Doppelzimmer, Einzelzimmerzuschlag 120,00 €, Doppelzimmer zur Alleinbenutzung 316,00 €  
 Alle Hotels mit HP, Eintritte, Führungen, sowie Reiseleitung ab/an Düsseldorf/Erkrath im Reisepreis enthalten.  
 Mindestteilnehmerzahl: 20 Personen  
 Maximalteilnehmerzahl: 29 Personen  
 Weitere Informationen bei: Dr. Sabine Grabowski, Tel. 0211 1699113, grabowski@g-h-h.de  
 Anmeldung bei: Neandertours, Bahnstr. 6, 40699 Erkrath, Tel. 0211 249 6634, info@neandertours.com  
 Anmeldung ab sofort möglich! Anmeldeschluss 30. April 2022

08. März – 18.00 Uhr

## Frauen im Gespräch – Swetlana Alexijewitsch und die weibliche Sicht auf Krieg und Terrorismus

Die Literaturnobelpreisträgerin Swetlana Alexijewitsch, mehrfach für ihre Dokumentarprosa ausgezeichnet, unter anderem 2013 mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, gab mit ihrem Werk »Der Krieg hat kein weibliches Gesicht« den Soldatinnen der Roten Armee im Zweiten Weltkrieg eine Stimme und machte ihre bewegenden Schicksale und Erlebnisse der Öffentlichkeit bekannt. Die belorussische Schriftstellerin ist heute stark in der oppositionellen Bewegung ihrer Heimat verankert und forderte öffentlich den Rücktritt des autoritären Präsidenten Alexander Lukaschenko. Für ihr friedliches politisches Engagement und literarisches Wirken erhielt sie 2021 das Große Bundesverdienstkreuz. Anlässlich des diesjährigen Weltfrauentages diskutieren die Pädagogin Natascha Janovskaja sowie die Historikerinnen Dr. Sabine Grabowski und Dina Horn Leben und Werk der Autorin und Aktivistin Swetlana Alexijewitsch und setzen sich mit der weiblichen Perspektive auf Krieg und Terrorismus auseinander.

Im Rahmen des Programms zum Internationalen Frauentag

In Kooperation mit: VHS Düsseldorf

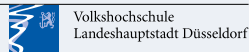


Bild: wikipedia

17. Februar – 19.00 Uhr

## Septembersonntag

Andreas Pietsch liest aus seinem Roman

Wie alle Menschen im Ruhrgebiet am Ende des Ersten Weltkrieges leiden die Brüder Alfred und Rudolf unter Hunger. Ihr Freund Heinrich, den alle wegen seiner imposanten Katzensammlung (Pyrit) nur »Katze« nennen, hat zudem seinen Vater an der Front verloren. »Ganz normale« Kinderschicksale in einer Welt, die nicht allein durch den Krieg, sondern auch durch den rauen Bergmannsalltag geprägt ist. Die Stadt Castrop ermöglicht es, dass vierzig Kinder von Mai bis September 1918 nach Posen ins östliche Kaiserreich reisen. Dort sei die Versorgungslage besser, heißt es. Mit den widrigen Verhältnissen und den Spannungen zwischen Deutschen und Polen arrangieren sich die Kinder. Doch an einem spätsommerlichen Septembersonntag beginnt das tödliche Verhängnis. Der Roman basiert auf einer wahren Geschichte, an die noch heute ein Gedenkstein in Castrop-Rauxel erinnert.

Andreas Pietsch wurde 1963 in Castrop-Rauxel geboren und lebt heute in Oberfranken bei Coburg. Er ist seit 25 Jahren freiberuflicher Autor für Unternehmenskommunikation. Sein erster Roman »Septembersonntag« erschien 2021.

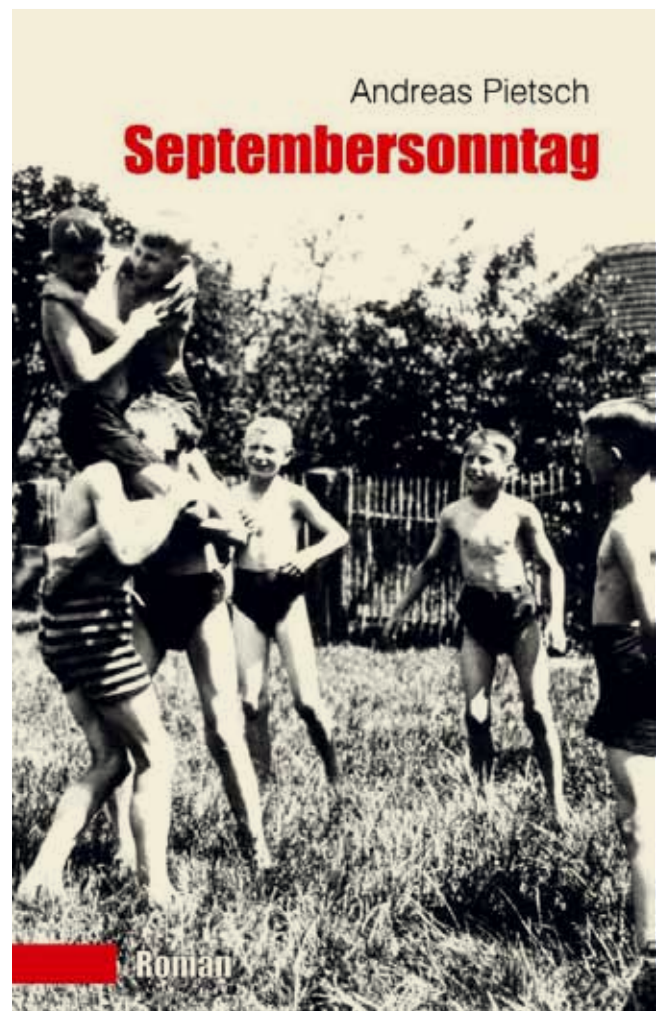


Bild: Andreas Pietsch



HOC ON  
THEUS  
AGENS  
HOMINES  
GENE

**INCP**

**EVANGELIUM**

**SECUNDUM MATHEVM**

**LIBER**

PRATER IOPLER.

**GENERATION I**  
ihv xpi filii dauid. filii abraham;

fol. l.  
lv. xiiii.

fol. ii.  
x

fol. iii.  
lv. ii.  
v

# Mein Zisterzienser-Jahr 2021

Ein grauenerregender Ort – vielleicht gerade wegen seiner heutigen Unscheinbarkeit. Verstreute Gebäude, meist nur deren Reste in hügeliger Graslandschaft, ein schlichter moderner Bau in der Mitte. Das Museum in der KZ-Gedenkstätte Dora-Mittelbau vor den Toren Nordhausens in Thüringen. Wie nah die Stadt auch hier ist, mit dem Fahrrad entlang der B4 vom Zentrum etwa 15 Minuten, kaum Steigung... Und doch ein Ort, an dem schätzungsweise mehr als 20.000 der circa 60.000 Häftlinge angesichts der elenden Bedingungen zugrunde gingen oder direkt ermordet wurden. Und das in der kurzen Zeit von der Schaffung dieses »Außenlagers« des Konzentrationslagers Buchenwald im August 1943 bis zur Befreiung der Überlebenden am 11. April 1945 durch US-Truppen. Die unterirdische Produktion von Raketen, bei der die Häftlinge zur Zwangsarbeit eingesetzt wurden, hatte Priorität für das mörderische NS-Regime. Spitzenforschung, High-Tech und Massenmord. Das Museum ausstellungspädagogisch modern, erwartbar nüchtern; kann man das Grauen denn überhaupt nachfühlbar machen?

**W**ieder draußen im Sonnenschein, in den Sattel, die Bewegung, der wachsende Abstand tun gut, auch wenn das nicht ausgelassen werden durfte. Und der Blick auf die Karte dieser mir bislang nahezu unbekanntes Gegend zeigt: Ganz nah ist noch ein Museum. Walkenried, nie gehört. Zisterzienserkloster-Museum, vielleicht ein geeigneter Platz zur Mittagsrast, denn wir waren doch eine beträchtliche Zeit in der Gedenkstätte.

Keine 20 Kilometer, wiederum kaum Steigung, am Harzrand entlang Richtung Norden, eine gute Stunde also. Kurz vor dem Zwischenziel passieren wir die frühere innerdeutsche Grenze, das muss man heute wissen, um es zu merken. Von Thüringen nach Niedersachsen, noch vor gar nicht so langer Zeit eine durchaus lebensgefährliche Angelegenheit, heute kaum mehr wahrnehmbar; wie gut und kostbar das scheinbar Selbstverständliche ist, das sollten wir uns immer wieder klarmachen. Dann Walkenried, ein Flecken, den, als er noch zum westdeutschen »Zonenrandgebiet« gehörte, gewiss noch weniger Menschen kannten als heute. Aber jetzt: Welch eine Entdeckung!

Links: Ausschnitt aus der Bibel-Handschrift von Stephen Harding (ca. 1059-1134), eines Mitgründers der Zisterzienser



Bild: wikipedia

Unter der Aufsicht amerikanischer GIs begraben deutsche Zivilisten die Leichen von Gefangenen, die im April 1945 in Dora-Mittelbau gefunden wurden.



Walkenried: Die einstige Klosterkirche ist noch als Ruine imposant.



Der erhaltene Kreuzgang – ein gotisches Kleinod von bestechender Schönheit.

Das Museum in den früheren Konventsgebäuden, erst seit 2006 vorhanden: Klug angelegt, um uns Heutigen, auch denen, die sich unter mönchischer Existenz wenig oder nichts vorstellen können, das strenge, glaubenszentrierte Leben der einstigen Bewohner fassbar zu machen. So ein Zisterzienserkloster war auch ein landwirtschaftlicher Großbetrieb, eine wunderbare Idee, das in Form einer modernen Unternehmensbilanz darzustellen. Der das Leben der Zisterziensermönche prägende Rhythmus der Stundengebete wird dem Besucher nahegebracht, weil immer wieder die Glocke in die Kirche ruft und das Getrappel der Füße über die Lautsprecher einem unwillkürlich das Gefühl gibt, man müsste sich dem frommen Zug anschließen.

Walkenried - für mich das erste wirklich bewusst wahrgenommene ehemalige Zisterzienserkloster. Keine sehr rühmliche Kenntnislücke tut sich da auf für einen, immerhin, Nebenfach-Mediävisten. Aber auch die Neugier ist geweckt, im Sommer 2020.

Ins Jahr 2021 gehe ich, was die Geschichte und Bedeutung des Zisterzienserordens angeht, besser unterrichtet. Eine benediktinische Reformkongregation, auf weit älteren Wurzeln mithin beruhend, jedoch größere geistliche Strenge und Vitalität erstrebend, ist die Zisterzienser-Bewegung um die Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert aus fünf meist an der damaligen östlichen Grenze des Königreichs Frankreich gelegenen Gründungs-Abteien hervorgegangen. Zuerst Cîteaux, dann Pontigny, Morimond und La Ferté. Dem zuerst genannten Gründungskloster verdankt die Bewegung ihren Namen. Aus Clairvaux ging die bis heute wohl berühmteste Persönlichkeit hervor: Der heilige Bernhard (ca. 1090–1153), der 1115 erster Abt von Clairvaux wurde und seither immer in einem Atemzug mit diesem von ihm mitgegründeten zisterziensischen Ursprungsort genannt wird. Bernhard, der aus einer burgundischen Adelsfamilie stammte, muss eine ungemein charismatische und dynamische Persönlichkeit gewesen sein, denn mit ihm beginnt die geradezu explosionsartige Ausbreitung der jungen Ordensgemeinschaft über ganz Europa. Die weit über 700 Niederlassungen des Ordens erstreckten sich kaum 200 Jahre nach der Entstehung der fünf Gründungsabteien von der

Südspitze der Pyrenäenhalbinsel bis ins Baltikum und von Skandinavien bis nach Sizilien. Das Band der Zisterzienserklöster verknüpft also unseren Kontinent seit nicht ganz einem Jahrtausend von West nach Ost, von Nord nach Süd. Die Geschichte der Zisterzienser ist gemeinsames Erbe von Spanien bis Estland, von Schweden bis in den äußersten Süden Italiens. Mehr als 60 Klostergründungen hatte Bernhard persönlich noch mitveranlasst, unzählige weitere indirekt. Schon 1120 hatte sich auch ein weiblicher Ordenszweig angeschlossen. So überragend war Bernhards Bedeutung, dass mancherorts der Orden auch unter der Bezeichnung »Bernhardiner« bekannt wurde. Der Zisterzienserabt von Clairvaux, unablässig schreibend (eine moderne Werkausgabe umfasst nahezu 8.000 Seiten, darunter befinden sich weit mehr als 500 Briefe) und niemals die damals gewaltigen Anstrengungen von Reisen scheuend, gewann solche Bedeutung als Berater von Königen und Päpsten, wurde in derart viele kirchliche und machtpolitische Fragen einbezogen, dass manche Historikerinnen und Historiker die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts gar als »bernhardinisches Zeitalter« bezeichnen.

Streng sind sie, die Zisterzienser. Streben an, dass ihre Klöster wirtschaftlich unabhängig sein sollen, sich insbesondere selbst ernähren können. Keine Hilfe von außen sollen sie benötigen, schon gar keinen Einfluss von Außenstehenden wollen sie innerhalb der geschlossenen Klosterbezirke dulden, denn da lauert immer die Gefahr in Macht- und materielle Konflikte hineingezogen, in die »Welt« gezwungen zu werden, wie es den benediktinischen Vorgängern ergangen ist – zum Schaden von deren geistlicher Existenz. Bernhard wusste allzu genau um diese Gefahren. Die Zisterzienser suchen ihre Standorte in der Regel abseits vorhandener Ansiedlungen. Dort gibt es zwar auch herrschaftliche Nachbarn, manchmal auch Förderer, aber es ist leichter zumindest eine gewisse Distanz zu wahren. Sie gehen oft ganz wörtlich »in die Wildnis«, in Urwälder und an unregulierte Wasserläufe. Sie roden und machen Boden urbar, treiben Ackerbau, hegen Wasser ein und werden nicht zuletzt große Fischzüchter.

Besser informiert sehe ich nunmehr manches, was mir zuvor entgangen ist. Mein erstes (ehemaliges) Zisterzienserkloster 2021 ist Altenberg. Das kenne ich längst, vermeintlich. Zumindest bin ich dort schon einige Male gewesen, auch wenn ich die Anlage nicht recht verstanden habe. Altenberg kann man von Düsseldorf aus gut mit dem Fahrrad erreichen. Nicht eben steigungsfrei, aber der Harz im letzten Jahr war diesbezüglich eine größere Herausforderung. Dass die Lage des einstigen Klosters kein Zufall ist, wird mir nun klar: Inmitten der noch immer bewaldeten Hügel am Rande des Bergischen Landes liegend, genauer an der Dhünn, die für das nötige Wasser sorgt, gut 20 Kilometer nordöstlich vom Kölner Dom findet sich die ehemalige Klosterkirche. Weit genug entfernt von der mittelalterlichen »Megacity« Köln, mit etwa 20.000 Einwohnern um die Mitte des 12. Jahrhunderts die mit gewaltigem Abstand größte Stadt auf heute deutschem Gebiet. Aber nicht zu weit, um Überschüsse aus der florierenden Landwirtschaft des Klosters auf den Markt dort zu schicken. Köln befand sich auf dem Höhepunkt seiner mittelalterlichen Entwicklung, als 1133 nahe einer Burg der Grafen von Berg das neue Zisterzienserkloster gegründet wurde – in der üblichen Form: In diesem Fall waren 12 Mönche (angeführt von einem Gründungs-

abt) aus Morimond abgeordnet worden, um den von den Grafen von Berg zur Verfügung gestellten Ort in Besitz zu nehmen und die neue Ordensniederlassung zu schaffen.

Das Kloster wuchs rasch – schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts lebten dort rund 250 Priester- und Laienmönche. Inzwischen war die Abtei auch reich ausgestattet durch Zustiftungen meist adeliger Familien aus der Gegend. Daher konnte schon 1255 damit begonnen werden, den ersten, um 1160 fertiggestellten, noch in romanischen Formen gehaltenen Kirchenbau durch einen erheblich größeren Neubau zu ersetzen. Die heutige dreischiffige gotische Basilika wurde um 1400 fertiggestellt und ist ein herausragendes Beispiel für die Entwicklung der zisterziensischen Bautradition, die ursprünglich auf größte Schlichtheit ausgerichtet war, in späterer Zeit aber – so in Altenberg – auch aufwendigere Formen und kostenträchtige Ausstattung nicht mehr scheute. Das wohl kostbarste Zeugnis ist das mit der Vollendung des Baues eingesetzte Westfenster: Von gewaltiger Größe (das größte erhaltene mittelalterliche Bleiglasfenster nördlich der Alpen), zurückhaltend, aber eben doch farbig und figürlich gestaltet.



Kirchenschiff des Altenberger Doms mit dem Westfenster

Ursprünglich waren in den Zisterzienserkirchen nur schlicht graue Fenster zugelassen. Der heutige Eindruck, den die einstige Klosterkirche (fälschlich landläufig als »Altenberger Dom« bekannt, obwohl sie nie Bischofskirche war) hinterlässt, resultiert nicht zuletzt aus den Restaurierungen, die seit den 1830er Jahren vorgenommen wurden. Das Kloster war – wie so viele andere – mit dem Ende des Alten Reiches 1803/06 aufgehoben worden. Die letzten Mönche hatten ausziehen müssen; die rabiaten Nachnutzer waren dafür verantwortlich, dass heute von den ursprünglichen Klostergebäuden nur noch wenig übrig ist. Das frühere Areal der Abtei ist daher heute nur noch fragmentarisch erkennbar. Die längere Zeit dem Verfall preisgegebene Kirche wurde nicht zuletzt dank freigebiger Unterstützung durch den seit 1814/15 auch am Rhein als Landesherr fungierenden preußischen König Friedrich Wilhelm III. (1770-1840) gerettet.

Altenberg also, mit anderen Augen gesehen, machte den Auftakt. Auch Heisterbach, ebenfalls eine einstige Zisterzienserabtei, unweit von Königswinter gelegen, kannte ich schon. Als ich im Juni 2021 wie-

Kirchenruine Heisterbach



der dorthin komme, ist mein Blick weiter geschärft, denn im nahegelegenen Haus Schlesien führen wir zugleich ein kleines, aber erhellendes Zisterzienser-Seminar durch. Wer zu Fuß vom Haus Schlesien den Weg nach Heisterbach einschlägt, wird sogleich der »zisterziensischen Lage« der früheren Ordensniederlassung gewahr: In hügeliger Waldgegend des Siebengebirges, nahe eines Bachlaufes, in gehörigem Abstand zur nächsten größeren Ansiedlung, jedenfalls sofern es die schon im Mittelalter gab. Die Klostergründung hier fand rund fünf Jahrzehnte nach der von Altenberg statt, nämlich 1189. Der zwölköpfige Gründungskonvent kam in diesem Fall aus dem fast zeitgleich mit Altenberg gegründeten Kloster Himmerod in der Eifel, an dessen Entstehung Bernhard von Clairvaux persönlich beteiligt gewesen war. Wiederum etwa ein halbes Jahrhundert nach dem Eintreffen der von Himmerod kommenden Gründer wurde die Heisterbacher Abteikirche geweiht. Von der monumentalen Größe der einst dreischiffigen romanischen Pfeilerbasilika, die sich mit der damaligen Bauform des Kölner Doms messen konnte, zeugen heute hauptsächlich nur noch die Reste des Chores.

Der weitaus größere Teil der Kirche ist verschwunden, denn sie wurde nach der Aufhebung des Klosters – wie im Falle Altenbergs 1803/06 – als Steinbruch verwendet. Erst etwa zwei Jahrzehnte später begannen erste Maßnahmen zur Sicherung der noch vorhandenen Ruine – so bietet sich heute dem Betrachter ein gleichwohl noch immer staunenswertes Fragment dar. Eine Ausstellung auf dem Klostergelände gibt Einblicke in das zisterziensische Leben im Allgemeinen und in Heisterbach im Besonderen.

Als die Abtei Heisterbach gegründet wurde, hatte die Gründungswelle der Zisterzienserniederlassungen den Rhein längst von West nach Ost übersprungen. Schon das älteste Kloster auf heute deutschem Boden – Kloster Kamp bei Duisburg, gegründet 1123 – liegt ja rechtrheinisch. Knapp ein Jahrzehnt später, mithin annähernd zeitgleich mit der Gründung des Klosters Altenberg, trafen ein ganzes Stück rheinaufwärts, zugleich wenige Kilometer östlich des Stroms auf Geheiß Bernhards 12 Gründungsmönche mit Abt Ruthard ein. Eine waldige Hanglage mit mehreren Bachläufen, das mutet mittlerweile ziemlich bekannt an.

Klosteranlage Eberbach



Linksrheinisch ist die im Mittelalter zu den bedeutendsten Vororten des Reiches zählende Reichsstadt Mainz zwar nicht weit, aber in zisterziensischer Perspektive weit genug entfernt. Ähnliches gilt für das wie das neue Kloster rechtrheinisch gelegene Wiesbaden, das sich allerdings im Mittelalter an Bedeutung mit Mainz nicht messen konnte. Hier also entstand seit 1136 das Kloster Eberbach, das ganz wie andere Zisterzienserabteien sogleich eine stürmische Entwicklung erlebte. Nicht einmal ein Jahrzehnt nach der Gründung Eberbachs ging von dort die Filialgründung des Klosters Schönau im Odenwald aus, was bedeutet, dass in Eberbach zu dieser Zeit bereits mehr als 60 Mönche gelebt haben müssen, denn nur so war nach den Regularien des Ordens die Entsendung einer Gründungsabordnung zulässig. Begünstigt durch seine Lage in der Nähe des Rheins erlangte das Kloster auch rasch überragende Bedeutung als Weinproduzent. Der Weinbau wurde auf den zahlreichen ihm im Laufe der Zeit als Besitz zufallenden Anbauflächen systematisch erweitert und verbessert. Wer mag, kann noch heute »Klosterwein« kaufen, denn auf dem einstigen Gelände der Abtei gibt es entsprechende Angebote.

Kirchenschiff der Klosteranlage Eberbach



Auch Eberbach erlitt das Schicksal vieler geistlicher Institutionen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert: Mit der endgültigen Auflösung des Alten Reiches erlagen sie dem Zugriff der benachbarten weltlichen Herrscher, die ein leicht nachvollziehbares Interesse am über Jahrhunderte hin angesammelten Eigentum der nunmehr ohne den Schutz des kaiserlichen Reichsoberhauptes und der Verfassungsordnung des Reiches dastehenden kleinen geistlichen und weltlichen Reichsglieder hatten. Der 58. und letzte Abt von Eberbach musste mit den verbliebenen 22 Klosterangehörigen Ende November 1803 ausziehen, nachdem der Herzog von Nassau seinen Anspruch auf das Kloster nebst dessen Besitz durchgesetzt hatte. Der neue weltliche Besitzer war wie andernorts auch an der Weiterverwendung der Baulichkeiten interessiert, soweit dies nutz- und gewinnbringend erschien. Das Vorgehen war dabei rüde: Immerhin wurde die 1178 geweihte hochromanische Klosterbasilika nicht als Steinbruch benutzt wie die in ähnlicher Zeit entstandene Heisterbacher Klosterkirche, musste jedoch zeitweilig als Pferdestall herhalten. Die Ausstattung wurde verkauft oder zerstört. So ist heute allerdings der schlichte, dem ursprünglichen zisterziensischen Ideal näher als in der später gebauten Altenberger Klosterkirche kommende Raumeindruck erhalten.

Heute ist es gewiss keine leichte Aufgabe, ein derart bedeutendes kulturhistorisches Gebäudeensemble zu bewahren. Das frühere Klostergelände von Eberbach befindet sich seit einiger Zeit in der Obhut einer vom Land Hessen errichteten Stiftung, welche den Auftrag hat, »das Bau- und Kulturdenkmal Kloster Eberbach durch eine maßvolle, dem Ort angemessene und schonende Nutzung auf Dauer zu erhalten.« Es mag noch als gewinnbringendes Marketingexperiment gelten können, das Klosterareal einem bekannten Hersteller von Kunststoffspielfiguren als Werbefläche zu überlassen. Möglicherweise bringt die Gegenwart von dessen Produkten in Originalgröße für Kinderhände noch die eine oder andere Familie hierher. Dass jedoch auch deren überdimensionalen, teils mannshohen Ausgaben in fast allen Teilen der Klostergebäude verteilt wurden, und zwar so in den Sichtlinien platziert, dass es kaum möglich ist, an ihnen vorbeizuschauen, das grenzt dann schon bedenklich an eine Zumutung für die vorrangig kulturell interessierten Besucherinnen und Besucher.

Der kurze Besuch in Eberbach, auf dem Weg nach Worms, wo wir die Ausstellung zum 500-jährigen Jubiläum des berühmten Reichstages von 1521 besuchen wollten (auf dem Martin Luther »vor Kaiser und Reich« mutig den Widerruf seines reformatorischen Bekenntnisses verweigerte), war wie das Seminar im Haus Schlesien Teil unser Zisterzienser-Veranstaltungsangebote. Seit dem Schlüsselerlebnis von Walkenried interessieren sie mich näher, die Mönche in weißer Kutte mit schwarzem Überwurf (Skapulier), die demnach äußerlich leicht zu unterscheiden sind von den durchweg schwarz gekleideten Benediktinern. Wenn man nur ein wenig Ausschau hält, so trifft man vielfach auf zisterziensische Orte von einst (zuweilen auch noch von jetzt). So etwa auch zwischen Bremen und Oldenburg, unterwegs in einem mir wiederum bisher nahezu unbekanntem Teil Norddeutschlands, der zuerst einmal radlerfreundlich flach ist, windig allerdings auch, da sollte man dann möglichst in die »richtige« Richtung unterwegs sein. Und der vieles zu bieten hat. Hude etwa. Nie gehört? Das war bei mir bis vor kurzem nicht anders. Ein noch immer ein wenig abseitig liegender Ort, einige Kilometer westlich der Weser. Die Bremen und Oldenburg verbindene A 28 ist ein ganzes Stück weit entfernt, hier gibt es nicht einmal eine Bundesstraße, die B 212 verläuft durch den Nachbarort, aber nicht durch Hude. In mehrfacher Hinsicht also gutes Fahrradfahrer-Terrain und auch »zisterzienserkompatibel«, denn Wald gibt es hier, zudem Moor, also auch Wasser,

dazu die Berne, eher ein Bach, denn ein Fluß, der es auf wenig mehr als 11 Kilometer Länge bringt, bevor die Hunte, ein dann schon etwas beeindruckenderer westlicher Nebenfluß der Weser, ihn aufnimmt. Das einstige Zisterzienserkloster hier markiert, wie weit der Orden in seiner Ausbreitungsphase schon nach Norden beziehungsweise Nordosten vorgedrungen war. Die Gründung wird auf 1232 datiert, fast genau ein Jahrhundert nach der Gründung in Altenberg. Hude ist mit Altenberg verbunden, denn die Gründermönche kamen aus dem Kloster Mariental bei Helmstedt, welches wiederum eine direkte Filiation von Altenberg war (1138).

Auch das Kloster in Hude hat rasch eine wichtige Rolle in seiner Umgebung gespielt, nicht nur als geistlicher Ort, sondern der zisterziensischen Konzeption folgend auch als Wirtschaftsunternehmen. Spezialisiert haben sich die Mönche hier nicht zuletzt auf die Herstellung von Ziegeln. Die brauchten sie ohnehin, um ihre Klosterkirche und die anderen Gebäude zu errichten, haben sie aber eben auch mit Erfolg verkauft. Im Zuge der Reformation kam das Ende für das Kloster Hude schon 1536 – bereits zu diesem Zeitpunkt wurde die im Verlauf des 13. Jahrhunderts errichtete Kirche teilweise abgebrochen. Erst als das frühere Klostergelände im ausgehenden 17. Jahrhundert durch Kauf in das Privateigentum einer Adelsfamilie übergang, wurde der weiteren Zerstörung Einhalt geboten. Abgesehen von den beeindruckenden Ruinen und dem kleinen, liebenswert unprofessionell gestalteten Klostermuseum ist Hude auch sonst anziehend für Radler – denn die »Klosterschänke« ist eine attraktive Pausenstation.

Das einstige zisterziensische Orte mitunter gar nicht so leicht zu finden sind, erfahren wir bald danach. Von Hude Richtung Nordwesten durch Ostfriesland fahrend, erreichen wir den Ihlower Forst, Wald und Wasser, der nächste größere Ort – Aurich – ein knappes Dutzend Kilometer entfernt, weit weg auch die nächste Bundesstraße, Nebensträßchen also, schließlich Waldwege. Eine ganz »zisterziensische« Gegend neuerlich also, aber wo ist denn bitte die auf der Karte verzeichnete »Klosterstätte Ihlow«? Ein unverhofft daherkommender, ebenfalls radelnder älterer Herr erweist sich nicht nur als ortskundig, sondern auch als äußerst hilfsbereit. Er zeigt uns den Weg durch den Wald, den richtigen, den wir zuvor verpasst haben, fährt mit erstaunlicher Geschwindigkeit voraus, bis wir die heutige Klosterstätte sehen können, auf einer Wiese, ganz von hohen Bäumen umgeben, also erst wirklich sichtbar, wenn man eigentlich schon da ist.

Hier treffen wir auf eine ganz anders geartete Form der Erinnerung an das zisterziensische Erbe. Die einstige Zisterzienserabtei Ihlow wurde um 1238 vom Kloster Aduard aus gegründet, die erste Generation der Mönche kam in diesem Falle aus der Nähe von Groningen in den heutigen Niederlanden. Offenbar hat auch diese Ordensniederlassung rasch große Bedeutung für die ganze Region gewonnen. Allerdings lassen sich heute viele Fragen zu ihrer Entwicklung nicht mehr beantworten, denn bereits 1529 wurde das Kloster von den benachbarten Grafen von Ostfriesland aufgehoben, der Besitz enteignet. Ob das mehr aus reformatorischer Gesinnung oder mehr aus materiellen Gründen geschah, mag offen bleiben. Die neuen Herren jedenfalls vernichteten auch das Klosterarchiv, sodass das »Ge-

Klosterruine in Hude



dächtnis« des geistlichen Ortes Ihlow weitestgehend verloren ist. Auch mit den Gebäuden, vorrangig der Klosterkirche, wurde rasch »aufgeräumt«: Die vermutlich im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts errichtete dreischiffige Backsteinbasilika wurde so gründlich zerstört, dass bis zu archäologischen Untersuchungen seit Beginn der 1970er Jahre nicht einmal ihre einstige Lage genauer bekannt war. Erst seither wurden schrittweise Fundamentreste ausgegraben und untersucht. Diese lassen immerhin Rückschlüsse auf die gewaltigen Ausmaße des Sakralbaus zu: Das Langschiff hatte eine Länge von 68 Metern und eine Breite von 23,5 Metern, das Querschiff erreichte eine Breite von 33,8 Metern. Damit war die Ihlower Klosterkirche der zweitgrößte mittelalterliche Sakralbau zwischen Groningen und Bremen, um einiges größer als die Klosterkirche von Hude. Auch die sonstigen Klosterbauten sind nach 1529 verschwunden, auch von ihnen existieren nur noch archäologisch ermittelbare Spuren. Nichts davon freilich wäre für heutige Besucher sichtbar, hätten sich die lokalen Instanzen zusammen mit dem Land Niedersachsen seit 2000 nicht zur Schaffung des »Archäologischen Parks Klosterstätte Ihlow« entschlossen. Entstanden ist so eine die Ausmaße der Klosterkirche erlebbar machende »Imagination« aus teilrekonstruierten Säulen und Seitenwänden und – wirklich spektakulär – eine aus Holz, Glas und Stahl errichtete Rekonstruktion des einstigen Chores der Kirche mit einer Andeutung des typisch zisterziensischen Dachreiters, da Kirchen dieses Ordens im Rahmen des ursprünglichen Schlichtheitskonzeptes keine aufwendigen Glockentürme hatten.

Klosterstätte Ihlow



Im Fundament der Teilrekonstruktion findet sich ein unterirdischer »Raum der Spurensuche«, in dem die Ergebnisse der archäologischen Forschungen und sonstige Erkenntnisse zur Klostergeschichte dargestellt sind. Die erst in den 1970er Jahren entstandene, aus 12 früher selbständigen Ortschaften bestehende Sammelgemeinde Ihlow mit ihren etwa 12.000 Einwohnern, die sich selbstbewusst als »Mittelpunkt Ostfrieslands« präsentiert, hat also etwas durchaus Ungewöhnliches aufzubieten – ein Zisterzienserkloster, das verschwunden war und wieder sichtbar gemacht wurde. Der Stolz auf das zisterziensische Erbe wird auch dadurch deutlich, dass der Abtsstab Eingang in das Gemeindepapier gefunden hat. Ach, wie gerne wäre ich auch während unserer Studienreise in die Tschechische Republik ein wenig konkreter den zisterziensischen

Spuren nachgegangen. Denn auch in den historischen Landschaften Böhmen und Mähren gab es zahlreiche Abteien, von denen einige noch existieren. Indes lagen die zisterziensischen Stätten immer ein Stück zu weit abseits unserer Fahrtroute, die sich auf die wunderbaren Städte Eger/Cheb, Karlsbad/Karlovy Vary, Budweis/České Budějovice, Brünn/Brno und Reichenberg/Liberec konzentriert hat. Einzig die frühere Abtei Goldenkron/Zlatá Koruna wäre in Reichweite gewesen, nahezu direkt an der Strecke zwischen Krumau/Český Krumlov und Budweis gelegen. Die noch vorhandenen Anlagen des 1261 gegründeten und 1785 aufgehobenen Klosters sind indes heute nur noch als musealer Ort zugänglich – und der Zufall will es, dass wir an einem Montag vorbeifahren, ohne die Möglichkeit also wirklich etwas zu sehen zu bekommen, da Museen auch in Tschechien montags durchweg geschlossen sind.

So muss ich also bis zur nächsten Exkursion warten, die allerdings ganz direkt (auch) auf zisterziensische Stätten abzielt. Dass es deren eine ganz beachtliche Reihe auch in Brandenburg gegeben hat beziehungsweise noch gibt, darüber hat schon Theodor Fontane (1819-1898) in seinen berühmten kulturhistorischen Texten der »Wanderungen in der Mark Brandenburg« geschrieben. In dem Band über das Havelland (1873 zuerst erschienen) widmete Fontane den »Zisterziensern in der Mark« ein recht ausführliches Kapitel. Und damit in der Hand kann man das zisterziensische Erbe im weiteren Umfeld Berlins noch immer gut nachvollziehen. Gewissermaßen geleitet von Fontane also besuchen wir zuerst das frühere Kloster Lehnin. Dieses liegt reichlich 60 Kilometer südwestlich

Kloster Lehnin



vom Berliner Stadtzentrum entfernt und wurde 1180 gegründet, nur einige Jahre vor dem Kloster Heisterbach also. Die Gründung, gefördert durch den damaligen Landesherrn der Mark Brandenburg, Markgraf Otto I. (1125-1184), erfolgte durch eine aus Kloster Sittichenbach (bei Eisleben) ausgesandte Mönchsgruppe. Sittichenbach war eine 1141 erfolgte Filialgründung von Walkenried, dessen Abtei 1129 von Kloster Kamp aus gegründet worden war, während die Kamper Gründer 1123 direkt aus Morimond gekommen waren. Auch hier zeigt sich also einmal mehr, wie rasch und effizient sich die zisterziensische Gründungswelle von Frankreich aus über den Rhein und dann über die Elbe nach Osten vorgeschoben hatte. Lehnin gewann ebenfalls bald große Bedeutung für die Umgegend, die zum Zeitpunkt der Klostergründung noch keineswegs durchgängig chris-

tianisiert war. Nur kurze Zeit nach der Klostergründung hatte – wie üblich – der Bau der Klosterkirche begonnen, welcher sich dann in verschiedenen Etappen einschließlich einiger Planungsänderungen beziehungsweise -erweiterungen etwa 100 Jahre hinzog. So spiegelte sich darin auch die baustilistische Wandlung von der Romanik zur frühen Gotik. Da das Kloster jedoch, nachdem die Reformation sich auch in der Mark Brandenburg durchsetzte, bereits 1542 aufgehoben wurde, ist vom ursprünglichen Bau nur noch verhältnismäßig wenig erhalten. Der älteste Teil der Kirche, der romanische Chor, wurde als evangelische Kirche weiterverwendet, der größte Teil des Kirchenschiffs verfiel allerdings oder wurde als Steinbruch genutzt. Wiederrum erst im 19. Jahrhundert erfuhr das zisterziensische Erbe hier erneut größere Wertschätzung: Der kunstsinnige und besonders für das Mittelalter begeisterte preußische König Friedrich Wilhelm IV. (1795-1861) – welcher auch die Fertigstellung des Kölner Doms maßgeblich unterstützte – ermöglichte eine Sicherung und dann Teilrekonstruktion der Kirche. So bietet sich den heutigen Besuchern eine Mischung aus Wiederherstellung und Original dar.

Im Falle Lehnins ist die einst typisch »zisterziensische Lage« inmitten der abgeschiedenen Lehniner Heide- und Seenlandschaft nur noch bedingt erkennbar, denn um das auch nach der Aufhebung des Klosters stets weiter genutzte Gelände herum ist eine Ortschaft entstanden. So kann, wer mag, aus dem früheren Klostertor treten und gleich danach den »Klostergrill« aufsuchen, sein Auto betanken oder Finanzielles in der Sparkasse regeln. Anders ist das noch immer im Falle unserer folgenden zisterziensischen Station. Denn die frühere Zisterzienserabtei Chorin liegt unverändert in einem stillen Wald- und Seengebiet, dem heutigen Biosphärenreservat Schorfheide-Chorin. Die nächste größere Ortschaft, Eberswalde, ist in nordöstlicher Richtung knapp 60 Kilometer vom Berliner Stadtzentrum

entfernt. Von Eberswalde führt ein Sträßchen ein beträchtliches Stück durch ein Waldgebiet, das so dicht ist, dass der Besucher das von alten Bäumen umstandene Klostergelände erst ausmachen kann, wenn er schon fast am Ziel ist.

Aber sonst weist die Geschichte Chorins einige Parallelen zu der Lehnins auf – auch weil die 1258 erfolgte Gründung Chorins von dort aus betrieben wurde. Wiederrum waren auch hier die dem Askaniergeschlecht angehörenden Markgrafen von Brandenburg beteiligt; die Enkel Ottos I. gaben im Rahmen einer Erbteilung den Anstoß zur Gründung einer weiteren Zisterzienserniederlassung. Nach der offenbar unglücklichen ersten Standortwahl einige Kilometer entfernt, wurde das Kloster 1266 an den heutigen Ort verlegt. Kurz darauf, nämlich 1273, begann der Bau der Klosterkirche, der vermutlich schon um 1300 vollendet werden konnte. Die Choriner Mönche begannen mithin etwa 20 Jahre nachdem ihre Altenberger Mitbrüder das Neubauprojekt für ihre Kirche in Angriff genommen hatten und waren rund 100 Jahre früher fertig – was ganz wesentlich damit zu tun hatte, dass die Ausführung des Baues mit selbst hergestellten Backsteinen ungleich rascher zu bewerkstelligen war als ein aufwendigerer Bau mit behauenen Natursteinen. Der charakteristische mittelalterliche Backsteinbau im nördlichen und nordöstlichen Teil des heutigen Deutschlands und darüber hinaus im ganzen Ostseeraum war auch durch den Mangel an für derart große Bauten verwendbaren Natursteinressourcen bedingt, welche in der eiszeitlich geprägten Landschaft fast völlig fehlen.

Die in nur wenigen Jahrzehnten errichtete Choriner Klosterkirche gilt als das »bedeutendste und edelste Werk der Frühgotik im Gebiet des norddeutschen Ziegelbaus«, eine Einschätzung, die der berühmte Kunsthistoriker Georg Dehio (1850-1932) 1906 traf. Dehio hatte schon die teilrekonstruierte Kirche vor Augen. Denn

Klostergebäude im Biosphärenreservat Schorfheide-Chorin



auch das Choriner Kloster war bereits 1542 aufgehoben worden. Danach unterlagen zwar die Bauten der Klosteranlage verschiedenen Folgenutzungen, die Kirche indes war weitgehend funktionslos und verfiel oder wurde ihrerseits zum Teil abgebrochen – auch hier übte Möglichkeit der billigen Beschaffung von wiederverwendbaren Backsteinen auf viele Menschen der Umgebung dauerhaft Anziehungskraft aus. 1817 sah Karl Friedrich Schinkel (1781-1841) das heruntergekommene Klostergelände und die weitgehend verfallene Kirche. Der Architekt Schinkel, seit kurzem königlicher Geheimer Oberbaurat in Berlin, war entsetzt und schrieb an die zuständigen Behörden der Provinz Brandenburg: »Bei der Seltenheit solcher Denkmäler in dieser Provinz wird die Erhaltung eines solchen zur Pflicht. Auch könnten sich die Baumeister der Provinz dafür interessieren, damit das willkürliche Einreißen und Verbauen dieser Altertümer vermieden und auf dem Lande der schönste Schmuck solcher Denkmäler erhalten werde.«

Kaum verwunderlich ist, dass sich der damalige Pächter des in Staatseigentum befindlichen Geländes nicht zuletzt aus finanziellen Gründen den Erhaltungs- und Restaurierungsforderungen Schinkels widersetzte. Es hat bis in die frühen 1830er Jahre gedauert, bis erste Sicherungs- und Wiederherstellungsmaßnahmen beginnen konnten. Erst lange nach Schinkels Tod wurden die vom preußischen Staat getragenen Wiederherstellungsmaßnahmen abgeschlossen. Das eingestürzte Gewölbe der Klosterkirche wurde dabei durch eine einfache Holzbalkendachkonstruktion ersetzt, auch die südliche Seitenwand der Kirche nur teilweise wieder errichtet. So entstand der besondere Raumeindruck der Kirchenruine.

Da auch sonst weit mehr von der ursprünglichen Klosteranlage erhalten beziehungsweise rekonstruiert ist als in Lehnin und da zudem die idyllische Lage des Gesamtensembles vielerlei Möglichkeiten bietet, die Gegend zu Fuß oder per Rad zu erkunden, ist

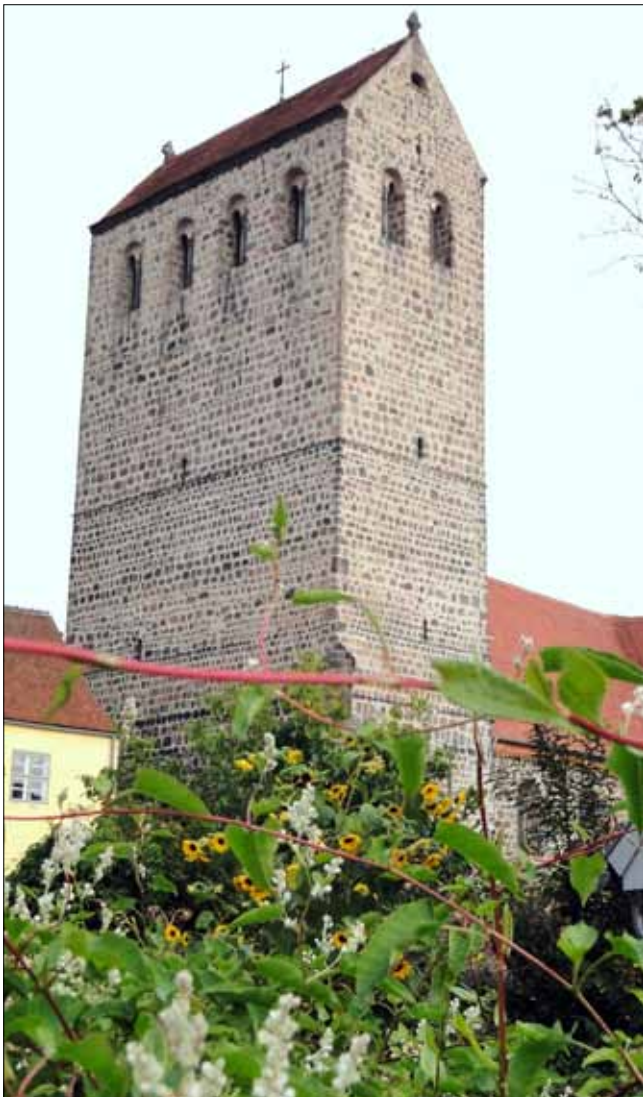
Gewölbe der Klosterkirche



Chorin für alle »zisterziensisch Interessierten« ein stets lohnendes Ziel. Auf dem Rückweg von Brandenburg Richtung Düsseldorf machen wir kurz Station in Ziesar. Ein Kleinstädtchen, in dem heute auf den ersten Blick wenig darauf hindeutet, dass es im Mittelalter einige Bedeutung hatte. Seit dem 12. Jahrhundert gehörte der Ort zum Besitz des Bischofs von Brandenburg an der Havel, seit 1337 hatte er Stadtrecht. Der Bischof, auch weltlich ein mächtiger Herr, residierte sogar seit 1327 ständig in Ziesar. Davon zeugt noch immer die einst bischöfliche Burg, die beachtliche Ausmaße hat, die freilich, ein wenig abseits gelegen, den Besucherinnen und Besuchern nicht zwangsläufig sogleich ins Auge fällt. Bischof Ludwig Schenk von Neindorf (?-1347), der Ziesar zu seinem ständigen Aufenthaltsort machte, war es auch zu verdanken, dass vermutlich nach 1330 Zisterzienserinnen Einzug dort halten konnten. Eine für den Orden ungewöhnlicher Vorgang: Die Zisterzienserinnen übernahmen in der Stadt ein früheres Franziskanerkloster. Sie nutzten auch die vorhandene Pfarrkirche St. Crucis (errichtet zwischen 1200 und 1240) mit. Folglich gab es keine eigene Klosterkirche.

Teilweise wurden jedoch neue Konventsgebäude unmittelbar neben der Kirche errichtet, von denen aus die Nonnen direkten Zugang zu den Gottesdiensten und Gebetszeiten hatten. So war St. Crucis also zeitweilig auch eine zisterziensische Kirche, darin erinnert heute eine kleine Ausstellung. Die Geschichte der Zisterzienserinnen in Ziesar endete allerdings bereits nach rund zwei Jahrhunderten, denn zu Beginn der 1540er Jahre wurde das Kloster im Zuge der Reformation aufgehoben.

Pfarrkirche St. Crucis Ziesar



So wäre denn eigentlich das kleine Ziesar mein letzter zisterziensischer Ort 2021 gewesen. Aber: Noch vor Ende der nordrhein-westfälischen Herbstferien fahre ich aus der oberbayerischen Heimat zurück nach Düsseldorf, ohne meine Familie, die noch bleibt. Eine unvorsichtige Vortragszusage zwingt mich zur Rückkehr. Ich sitze also ganz allein im Auto, höchst ungewohnt, auch ärgerlich. Und es wird immer ärgerlicher: Denn die A 8 ist voll, müssen die denn alle auch irgendwelche unaufschiebbaren beruflichen Pflichten erledigen? Bis Stuttgart ist noch einigermaßen voranzukommen, danach geht es in Richtung Karlsruhe nur noch im enervierenden »Stop & Go«-Modus langsam weiter.

**E**in vergeudeter Freitagnachmittag also. Säße ich doch wenigstens in der Bahn, mit Lektüre versorgt, da erträgt man sogar die üblichen Verspätungen. Vor einiger Zeit allerdings hatte ich mich für Maulbronn interessiert, hatte geprüft, ob das einstige, mir noch unbekanntes Zisterzienserkloster in der Reichweite unserer Exkursion nach Worms und Speyer liegen könnte. Den Gedanken eines Abstechers dorthin musste ich dann verwerfen, reichlich 60 Kilometer wären das von Speyer aus gewesen, größtenteils über Landstraßen, überdies in die falsche Richtung, nach Süden nämlich, nicht nach Norden, wie für den Rückweg nach Düsseldorf nötig. Aber jetzt? Ich bin knapp vor Pforzheim – und das zuweilen doch auch hilfreiche Internet klärt mich darüber auf, dass Maulbronn nur etwa 20 Kilometer nordöstlich von der Stadt am Rande des Schwarzwaldes liegt. Runter von der Autobahn, was noch einmal mühselig ist, anschließend durch die nördlichen Schwarzwaldausläufer hügelig über die Landstraße. Und dann: Maulbronn. Da gab's auch eine Zisterzienserabtei, mehr wusste ich eigentlich nicht. Es erweist sich jetzt auch als Glücksfall, dass der Freitagnachmittag dank des Hochbetriebs auf den Straßen schon fortgeschritten ist, als ich eintreffe. Denn außer mir gibt es kaum noch Besucher, die Corona-Pandemie mag ein Übriges dazu tun, dass ich das Klostergelände sehr still antreffe. Das wird gewiss nicht immer so sein, zumal das 1138 gegründete, 1147 an den heutigen Standort verlegte Kloster bereits 1556 nach längeren Streitigkeiten durch den übermächtigen Nachbarn, den mittlerweile evangelischen Herzog von Württemberg nämlich, in eine Schule umgewandelt wurde, die der Heranbildung des protestantischen Pfarrernachwuchses dienen sollte. Die hatte dann berühmte Schüler, Johannes Kepler (1571-1630) und Friedrich Hölderlin (1770-1843) etwa. Auch Hermann Hesse (1877-1962) ging dort zur Schule, anders jedoch als sein Großvater, der dort seine Laufbahn als evangelischer Geistlicher begann, war Hesse nur für einige Monate dort. Kreuzungsglücklich nämlich war der damals 14-Jährige, schon entschlossen »entweder ein Dichter oder gar nichts« zu werden, konfrontiert mit einer ihm verständnislos und autoritär begegnenden Pädagogik. Nach einem gescheiterten Fluchtversuch verließ Hesse schon nach rund einem halben Jahr Maulbronn wieder – die Erfahrung dort taucht aber, meist weitgehend unverschlüsselt, in etlichen Büchern des späteren Literaturnobelpreisträgers auf.

**E**ine Internatsschule beherbergen die Klostergebäude bis heute, für die Schülerinnen und Schüler hat allerdings offenkundig schon das Wochenende begonnen, der Pausenlärm ist folglich einstweilen verklungen. Ein stiller, sonniger Freitagnachmittag also – und die, wie es heißt, am besten erhaltene mittelalterliche Klosteranlage nördlich der Alpen, seit 1993 zum Weltkulturerbe der UNESCO zählend. So endete mein Zisterzienser-Jahr also mit dem für mich beeindruckendsten Zeugnis des Erbes dieses Ordens, das ich bis dahin sehen konnte. Der frühe Zugriff des württembergischen Herzogs und die weitgehende Verschonung durch spätere Kriegereignisse (während das nahe Pforzheim durch einen grausigen Bombenangriff am 23. Februar 1945 nahezu völlig vernichtet wurde und etwa 17.000 zivile Todesopfer zu beklagen hatte) haben ein Ensemble bewahrt, das wohl tatsächlich einzigartig ist. Alles aufzuzählen, was



hier an vormoderner Baukunst erhalten ist, würde zu weit führen. Das Brunnenhaus im Kreuzgang – ein wichtiger Bestandteil für jedes Zisterzienserkloster, doch nicht allzu oft erhalten – wurde im 13. Jahrhundert errichtet, um die Mitte des 14. Jahrhunderts erweitert, schon dies ein Kleinod, auch wenn die heutige Brunnenschale eine Teilrekonstruktion darstellt.

Und die Klosterkirche: Eine 1178 geweihte »romanisch-gotische dreischiffige Pfeilerbasilika mit spätgotischem zehnjochigem Sternengewölbe«, so die offizielle Beschreibung. Aber man muss ihre Atmosphäre erleben, das sagt mehr. Auch der Umstand, dass der romanische Lettner erhalten ist (die Trennwand zwischen ehemaligem Mönchschor und Laienbereich) macht diesen Sakralbau zu etwas selten Anzutreffendem. Denn die Lettner sind aus den meisten evangelischen und dann auch katholischen Kirchen im Zuge liturgischer Veränderungen meist noch im 16. Jahrhundert oder wenig später verschwunden. Im ehemaligen Mönchschor ist auch das Chorgestühl erhalten, eine aufwendige Schnitzarbeit aus dem 15. Jahrhundert. Ungewöhnlich groß, bot es 92 Mönchen Platz, wenn diese dort ihre Stundengebete oder Gottesdienste hielten.

Ich wandle noch ein Weilchen umher, begeistert von diesem Ort, versöhnt mit der langwierigen Fahrt durch den Abstecher zum zisterziensischen Erbe. Ein großartiger Abschluss meines Zisterziensjahres 2021.

Altenberg, Heisterbach, Eberbach, Hude, Ihlow, Lehnin, Chorin, Ziesar und schließlich Maulbronn – wie viele der über 700 zisterziensischen Orte in Europa habe ich eigentlich noch nicht gesehen?

WINFRID HALDER

Brunnenhaus im Kreuzgang (oben) und Chorgestühl (unten) des Klosters Maulbronn





### Laudatio für Arno Surminski zur Ehrung mit der »Königsberger Bürgermedaille«

Am 03. November 2021 im Gerhart-Hauptmann-Haus in Düsseldorf

**A**rno Surminski ist ein Erzähler von hohem Rang. Er nimmt die Leser mit hinein in seine Geschichten, er spricht mit ihnen, er lässt sie teilnehmen und teilhaben und miterleben, was er schildert. Arno Surminski stellt keine Schilderungen distanzierter, entfernter Ereignisse vor uns auf, sondern er nimmt uns mit in die Unmittelbarkeit des Geschehens, des Geschilderten. Was auch immer wir an Büchern von Surminski in die Hand nehmen

- Seine frühen Werke vor fast 50 Jahren über Flucht, Vertreibung und Ankommen in einem fremden Land, wie »Jokehnen« und »Kudonow«,
- Seine erschütternde Schilderung der Teilung Deutschlands in der Liebesgeschichte »Polninken«,
- Seine unter die Haut gehende Darstellung der Nazi-Verbrechen in »Winter fünfundvierzig – die Frauen von Palmnicken«,
- Die Suche nach der Verheimlichung des Holocaust durch die Nazis in »Die Vogelwelt von Auschwitz«,
- Der definitive Untergang Königsbergs, beobachtet aus der Ferne der Kurischen Nehrung in »Sommer vierundvierzig«,
- Die Grausamkeit des europäischen Diktators Napoleon und sein Scheitern in »Der lange Weg. Von der Memel zur Moskwa«,
- Die verhängnisvolle deutsche Geschichte von 1918 bis 1948 am Beispiel des Lokführers Wilhelm Bubatz in »Irgendwo ist Prostken«,

Immer hat Surminski seine eigene Perspektive, seine eigenen kleinen Helden, die mit dem Leser die historischen und politischen Ungeheuerlichkeiten erleben, die der Autor zu schildern weiß – besonders berührend auch bei der Suche nach dem Vater in »Vaterland ohne Väter« oder der Suche nach Möglichkeiten der Trauer in dem Band »Von den Kriegen«. Surminski erzählt von Kriegen, um für den Frieden zu werben; er berichtet von Vertreibungen, um sich für die Heimat einzusetzen.

Surminski schildert Verbrechen, nicht um Rache zu schüren, sondern um zukünftige Verbrechen unmöglich zu machen. Hier ist er der Ostpreußerin Käthe Kollwitz verwandt in ihrem Aufruf »Nie wieder Krieg!«

Surminskis Blick liegt immer wach und kritisch auf dem Weltgeschehen und auf den dafür Verantwortlichen! Sein literarisches Anliegen gilt solidarisch den Betroffenen, den Leidenden, den Opfern. Dieses Anliegen ist geprägt von einem tiefen ethisch-literarischen Humanismus. Diese Haltung macht Arno Surminski exemplarisch in unserer heutigen deutschen Literaturlandschaft. Für Ostpreußen ist er zum Leuchtturm einer Humanität geworden, die zu erhalten sein Vermächtnis für uns ist. Darum ehrt die Stadtgemeinschaft Königsberg (Pr) ihn heute mit der im Jahre 1959 gestifteten KÖNIGSBERGER BÜRGERMEDAILLE.

KLAUS WEIGELT



Herz-Jesu-Kirche in Gablonz a.d. N., historische Aufnahme



Während der Feier zum 50-jährigen Jubiläum der Bibliothek 2016

## Keiner kennt dieses Haus besser.

Rüdiger Goldmann zum 80. Geburtstag

**80? Unmöglich! Denn der Jubilar hat offenbar so gar nichts eingebüßt von seiner Agilität, hat auch nicht nachgelassen in der Hartnäckigkeit, mit der er für seine Überzeugungen eintritt – von vielen dafür hoch geachtet, von manchen auch gefürchtet.**

Und doch hat Rüdiger Goldmann am 28. Dezember 2021 sein 80. Lebensjahr vollendet. Sein andauerndes, unvermindertes Engagement auch für die Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus lässt daher eher eine Zwischenbilanz, denn einen Rückblick geboten erscheinen.

Der Umstand, dass Rüdiger Goldmann Ende Dezember 1941 in Gablonz an der Neiße (heute Jablonec nad Nisou/Tschechische Republik), im Sudetenland, geboren wurde, stellt wohl eine der schlechterdings entscheidenden Weichenstellungen seines Lebens dar. Seine Heimatstadt, malerisch an der Lausitzer Neiße und am Rande des Isergebirges gelegen und besonders von der regionalen Tradition der Glasherstellung geprägt, gehörte bis 1918 zum Königreich Böhmen, damit seit Jahrhunderten zum von Wien aus regierten Habsburgerreich. Infolge von dessen Zerfall am Ende des Ersten Weltkrieges wurde die Stadt Teil der neu gegründeten Tschechoslowakei, nach deren Zerschlagung 1938/39 durch die NS-Diktatur gehörte Gablonz an der Neiße zum sogenannten »Reichsgau Sudetenland«. Nach dem Ende des von Deutschland begonnenen Zweiten Weltkrieges und im Zuge der Wiederherstellung der Tschechoslowakei wurde auch von dort die deutsche Bevölkerung – im Falle von Gablonz an der Neiße der mit Abstand größte Teil der Einwohnerschaft – gewaltsam vertrieben. Der in sehr jungen Jahren gemeinsam mit seiner Familie erlittene Heimatverlust prägt Rüdiger Goldmann bis heute. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Österreich, wo Goldmann auch zunächst zur Schule gegangen ist, hat er nach dem Abitur 1962 an der Universität zu Köln und an der Freien Universität Berlin Geschichte und Deutsch studiert, abgeschlossen 1968 mit der 1. Staatsprüfung. Im Anschluss an erste Stationen als Studienassessor in Zülpich und Duisburg wurde er Studienrat, später Oberstudienrat an verschiedenen Düsseldorfer Gymnasien – solche, die ihn lehrend erlebt haben, erinnern sich an Rüdiger Goldmann als leidenschaftlichen Pädagogen, stets diskussionsfreudig und, als junger Lehrer mit konservativer Grundhaltung sogleich mit der rebellischen »68er«-Jugend konfrontiert, niemals konfliktscheu.

Leidenschaft und Überzeugungstreue haben auch Rüdiger Goldmanns politisches Engagement bestimmt. Bald nach seinem hier zu würdigenden runden Geburtstag wird ihm, so ist zu hoffen, die schuldige Anerkennung für 60 Jahre Mitgliedschaft in der CDU zuteilwerden. In seiner Partei hat Goldmann zahlreiche Funktionen

wahrgenommen, etwa als stellvertretender Vorsitzender des CDU-Stadtbezirks Garath/Hellerhof. In der Ost- und Mitteldeutschen Vereinigung der Union ist er bis heute stellvertretender Landesvorsitzender in Nordrhein-Westfalen. Sein parteipolitisches Eintreten insbesondere für die Belange der deutschen Flüchtlinge, Vertriebenen und (Spät-)Aussiedler war stets auch mit seiner intensiven Mitarbeit in der Sudetendeutschen Landsmannschaft und im Bund der Vertriebenen verknüpft, in denen Goldmann ebenfalls eine Reihe von Führungspositionen innehatte bzw. noch immer ausübt.

Ein Jahrzehnt lang hat Rüdiger Goldmann dem Rat der Landeshauptstadt Düsseldorf angehört. Diesen hat er erst verlassen, als er im Mai 1985 zum ersten Mal als Abgeordneter und Mitglied der CDU-Fraktion in den nordrhein-westfälischen Landtag einzog. Mit Unterbrechungen hat er dem Landesparlament bis Mitte 2000 angehört. Bequem ist er, wenn es um die Vertretung dessen ging, was ihm richtig und notwendig erschien, auch dort niemals gewesen; nicht für seine politischen Kontrahenten, gelegentlich auch nicht für seine Mitstreiter – unbeschadet seiner im persönlichen Umgang immer spürbaren, bisweilen gar ein wenig »altösterreichisch« anmutenden Liebenswürdigkeit. Das Gerhart-Hauptmann-Haus kennt Rüdiger Goldmann schon seit es sich unter dem Namen »Haus des deutschen Ostens« Anfang der 1960er Jahre aus der Baugrube an der Bismarckstraße erhob. Da dürfte ihm heute kaum noch jemand gleichkommen. Er kennt unser Haus also nicht nur in- und auswendig, er hat die Tätigkeit der hier beheimateten Stiftung auch von Beginn an aktiv begleitet und mitgestaltet. Er darf von sich sagen, der Arbeit aller Direktoren (bislang sechs an der Zahl) beständig kritisches Interesse und wohlmeinende Bereitschaft zu Rat und Tat entgegengebracht zu haben. Gleiches gilt für die Tätigkeit der Vorstände, die Goldmann nicht zuletzt durch seine inzwischen jahrzehntelange Mitgliedschaft im Kuratorium der Stiftung (bis heute als dessen stellvertretender Vorsitzender) unverwandt im Blick hatte und hat. So gratulieren wir Rüdiger Goldmann herzlich zum 80. Geburtstag, verbunden mit großem Dank für so viel bisheriges Engagement und in Erwartung seines weiteren Einsatzes für unser Haus. Und ja, wir wissen, er wird auch diesen Beitrag in bester Pädagogenmanier mit kritisch gerunzelter Stirn durchsehen und uns den ihm erforderlich erscheinenden korrigierenden Kommentar nicht vorenthalten. Genauso schätzen wir ihn!

REINHARD GRÄTZ, KURATORIUMSVORSITZENDER  
EDGAR L. BORN, VORSTANDSVORSITZENDER  
WINFRID HALDER, DIREKTOR

## Die rumänische Diaspora in der Bundesrepublik von den 1950ern bis zu Beginn der 1980er Jahre aus dem Blickwinkel deutscher Behörden

Die folgenden Ausführungen betreffen insbesondere die rumänisch-stämmigen Emigranten in der Bundesrepublik im Zeitraum 1950-1980. Zu den im Nachkriegsdeutschland angesiedelten Exilrumänen gehörten u.a. solche, die bereits während des Zweiten Weltkrieges oder im unmittelbaren Anschluss daran den Weg hierhin gefunden hatten. Dies waren rumänische Bürger, die als Repräsentanten der mit dem Dritten Reich verbündeten rumänischen Militärdiktatur oder als Mitglieder der faschistischen »Eisernen Garde« entweder nach Deutschland entsandt wurden oder vor der jeweiligen rumänischen Regierung – ob faschistischer, Militär- oder kommunistischer Diktatur – geflohen waren. Im Rumänien der Nachkriegszeit als Kriegsverbrecher und Volksfeinde abgestempelt, drohte Ihnen bei der Rückkehr Verfolgung, Haft, Deportation oder gar der Tod. Ihnen gesellten sich in den ersten Nachkriegsjahren weitere Rumänen hinzu. Zu diesen gehörten neben Sympathisanten der faschistischen oder der Militärdiktatur sowohl Anhänger der Monarchie, als auch Mitglieder des Bürgertums, die als Teil der alten Eliten mit zunehmendem Machtzuwachs der Kommunisten aus ihren sozialen und beruflichen Positionen verdrängt wurden.

Rumäniens politische Landschaft war seit Beginn des Zweiten Weltkrieges durchzogen von breiten Furchen als Ergebnis der langwierigen Grabenkämpfe unterschiedlicher Interessensgruppen. Zunächst bekämpfte König Karl II. mehr oder minder gewalttätig die »Eiserne Garde« und General Ion Antonescu. Infolge der Gebietsabtretungen des Jahres 1940 musste der König jedoch abdanken und die Macht fiel seinen früheren Gegnern zu. Aber auch diese Zusammenarbeit währte nicht lange und zu Beginn des Jahres 1941, infolge der sog. »Legionärsrebellion«, wurde die Eiserne Garde entmachtet und die Regierungsgewalt fiel einzig Antonescu, der als Premierminister und Staatsführer agierte, zu. Seine Militärdiktatur war jedoch nicht unumstritten und wurde sowohl von den Legionären als auch von den politischen Parteien des Landes abgelehnt; zudem verlor Antonescu mit sich zunehmend verschlechternder Kriegslage auch die Unterstützung in der Bevölkerung. Am 23. August 1944, als die Front bereits rumänisches Gebiet erreicht hatte, wurde Antonescu mit Duldung des Königs Michael I. durch eine Koalition, die einen Großteil des politischen Spektrums umfasste, abgesetzt und verhaftet. Wichtig für unser Thema ist die Tatsache, dass jeder der oben erwähnten politischen Umwälzungen die teils freiwillige, teils erzwungene Auswanderung der Unterstützer der unterlegenen Seite folgte. So flüchteten nach der Entmachtung der »Eisernen Garde« eine große Anzahl ihrer Anhänger ins Dritte Reich, wo viele von ihnen interniert wurden. Gleiches geschah nach der Absetzung Marschall Antonescus mit dessen Anhängern, die sich im Dritten Reich niederließen.

Wer dachte, dass die Fluchtbewegungen mit Einstellung der Kampfhandlungen nachlassen würden, sah sich eines Besseren belehrt, als Rumänien – vollständig von der Roten Armee besetzt – Ende des Zweiten Weltkrieges in den Machtbereich der Sowjetunion gelangte. Im Zuge der sowjetischen Besatzung erfolgte eine schrittweise Umwandlung des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens des Landes hin zu einem sozialistischen Staat. Die Folgen dieses Zustandes waren die Einschränkung bürgerlicher Rechte, die Abschaffung jeglicher politischen Opposition sowie zahlreiche Verhaftungen Andersdenkender, zudem weitreichende Enteignungen und die Umwandlung der Staatsform von einer konstitutionellen Monarchie in einer Volksrepublik sozialistisch-kommunistischer Prägung. Abgeschreckt durch diese Entwicklung entschieden sich viele Rumänen unterschiedlicher ethnischer Abstammung und politischer Couleur



Bilder: Wikipedia

Corneliu Zelea Codreanu und Mitglieder der Eisernen Garde 1937

für den Verbleib im Westen bzw. der Emigration in den Westen, unter anderem auch in den westlichen Teil Deutschlands und später in die Bundesrepublik.

Nach der Gründung der Volksrepublik Rumänien und dem Ausbreiten des Eisernen Vorhangs setzten sich die Emigrationsbestrebungen vieler rumänischer Bürger in Richtung der neugegründeten Bundesrepublik fort. Hierzu sind Angehörige der noch in Rumänien verbliebenen deutschen Minderheit zu erwähnen. Die während und in den ersten Jahren nach dem Krieg stattgefundenen Auswanderung hatte viele rumäniendeutsche Familien auseinandergerissen und diese galt es nun auf deutschem Boden zu vereinen. Im Zuge der Familienzusammenführung waren es aber nicht nur Deutschstämmige, sondern auch viele ethnisch Rumänen als Teil gemischter Familien, die den Weg in den Westen fanden. Zudem wurden regelmäßig Ehen zwischen deutschen und rumänischen Staatsbürgern unterschiedlicher Nationalität geschlossen. Die kommunistische Führung in Bukarest nutzte nicht zuletzt den Reisewunsch vieler Rumänen, um unerwünschte Systemgegner los zu werden. Andere Rumänen wiederum kamen auf offiziellem Weg in die Bundesrepublik, etwa als Vertragsarbeiter oder im Rahmen kultureller, wissenschaftlicher oder sportlicher Veranstaltungen. Aus diesen Gruppen entschieden sich viele in Deutschland zu bleiben und stellten einen entsprechenden Asylantrag. Nicht zuletzt müssen die Rumänen erwähnt werden, die entweder direkt aus Rumänien in die Nachbarstaaten und weiter nach Deutschland flüchteten oder an offiziellen Reisen in »kommunistischen Bruderstaaten« teilnahmen und von dort aus den Weg in den Westen fanden.

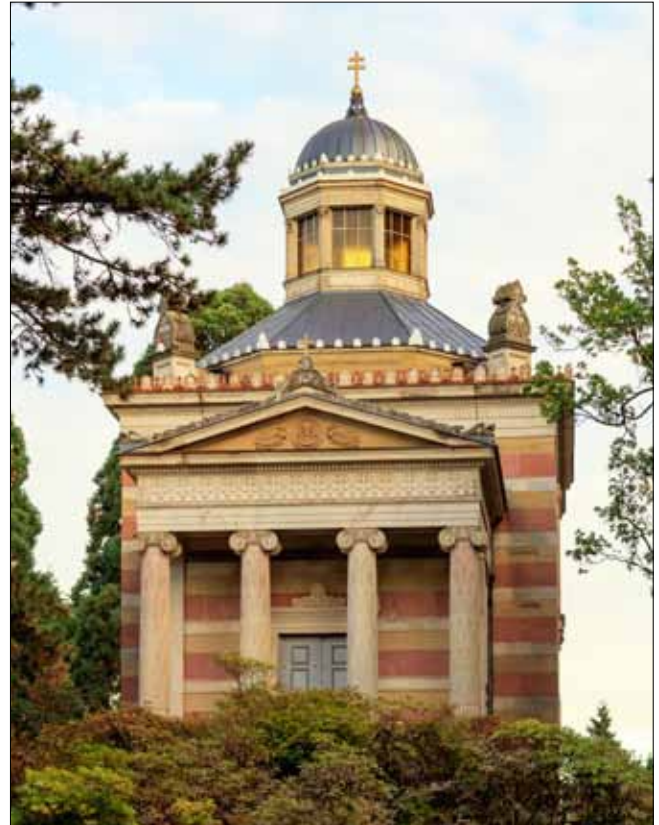
Auf bundesdeutscher Seite waren es unterschiedliche Behörden, ob auf kommunaler, Landes- oder Bundesebene, die Interesse an der Entwicklung der rumänisch-stämmigen Diaspora zeigten. Zu diesen Behörden zählten etwa das Bundesministerium des Innern (und in dessen Kielwasser das Bundesamt für Verfassungsschutz), aber auch das Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, das Auswärtige Amt sowie unterschiedliche Landesbehörden, je nach Ansiedlungsort der Exilrumänen. Es galt die politischen, aber auch sozialen, religiösen oder kulturellen Vorstel-



Codreanus Beerdigung, November 1940

lungen dieser Gruppe in Erfahrung zu bringen. Die Absichten, die deutsche Behörden hiermit verknüpften, reichten von der Ermittlung möglicher Bedrohungspotentiale seitens der Exilrumänen – ob rechtsextremistischer oder kommunistischer Färbung – für die öffentliche Sicherheit der Bundesrepublik bis hin zur Feststellung der Organisationsformen der Exilrumänen und der Interaktionsbemühungen der Diaspora-Mitglieder mit anderen Gesellschaftsgruppen sowie den hiesigen Behörden.

Die rumänisch-stämmige Diaspora im Nachkriegsdeutschland war ein bunt zusammengewürfeltes Konglomerat unterschiedlicher politischer, sozialer, wirtschaftlicher und religiöser Denkrichtungen. Die Führung der verschiedenen Organisationsgebilde wurde meistens von Repräsentanten der rumänischen Vorkriegseliten beansprucht und ausgeübt. Zu diesen zählten bspw. Anhänger der Monarchie, der Militärdiktatur unter Ion Antonescu sowie der faschistisch orientierten Rechten (insbesondere der »Eisernen Garde«), aber auch Kirchenvertreter. Die starke Zersplitterung verhinderte die Einigung oder wenigstens die Verständigung dieser Gruppierungen auf eine gemeinsame Vorgehensweise zur Verfolgung ihrer Ziele. Je nach politischer Couleur, aber auch religiöser Ausrichtung, wetteten diese Personen und Organisationen oftmals gegeneinander mit dem Ziel, sich selbst als Vertreter der Mehrheit der Exilrumänen oder zumindest ihrer mehr oder weniger demokratisch gesinnten Kreise zu profilieren. Zudem ging es den beteiligten Exilorganisationen darum, die Bemühungen ihrer wahrgenommenen politischen Gegner um finanzielle Unterstützung durch Bundesbehörden zu vereiteln. Die Streitigkeiten der Exilgruppen wurden durch Meldungen bei deutschen Behörden, durch Angriffe in verbandseigenen Zeitschriften, aber auch vor Gericht ausgetragen. In diesem Zusammenhang gemachte Aussagen lassen in ihren extremen Ausprägungen zuweilen deutliche Zweifel an der demokratischen Orientierung vieler Exilrumänen erkennen und zogen demnach auch die Aufmerksamkeit deutscher Sicherheitsbehörden auf sich.



Stourdza-Kapelle in Baden-Baden

Übergreifende, die Mehrheit der Exilrumänen vertretende Organisationen waren unter diesen Umständen schwer vorstellbar. Wenn es dennoch gelang, solche zu gründen (wie dies beim »Bund der rumänischen Verbände und Institutionen in der Deutschen Bundesrepublik und Westberlin« – rum. abgekürzt U.A.R.G. – der Fall war), so wurden die Richtungskämpfe innerhalb der Organisation weitergeführt. In einigen Fällen gingen die deutschen Behörden sogar davon aus, dass diese Organisationen zur Beeinflussung gemäßiger Rumänen im Sinne extremer Gruppierungen oder gar als Tarnorganisationen letzterer dienten. Ein solcher Verdacht wurde auch bzgl. des U.A.R.G. geäußert, dessen Führungsriege nach Einschätzung deutscher Behörden größtenteils aus früheren Legionären bestand. In solchen Fällen wurde regelmäßig auch das Bundesamt für Verfassungsschutz eingeschaltet und es wurde versucht im Vorfeld öffentlicher Auftritte besagter Personen oder Gruppierungen auf diese mäßigend einzuwirken um möglichen öffentlichen Schaden für die Bundesrepublik abzuwenden.

Auf religiöser Ebene beschäftigte der Streit um die Besetzung der Pfarrerstelle der rumänisch-orthodoxen Kapelle in Baden-Baden die deutschen Behörden – darunter die Stadt Baden-Baden, die Badische Staatskanzlei, das Auswärtige Amt und das Bundesinnenministerium – bis in die 1960er Jahre hinein. Nachdem die rumänisch-orthodoxe Kirche in Berlin aufgrund irreparabler Kriegsschäden geschlossen wurde, blieb die Kapelle der Fürst-Michael-Stourdza-Stiftung als einziges Gotteshaus dieser Glaubensrichtung in der Bundesrepublik bestehen. Die Dispute um den Status der Kapelle ließen jedoch die Spaltung der rumänisch-orthodoxen Auslandskirche zu Tage treten. Die ständigen Bemühungen der unterschiedlichen Gemeinden, sich vom rumänischen Patriarchat, dem eine zu große Nähe zur kommunistischen Regierung in Bukarest nachgesagt wurde, zu distanzieren, blieben über Jahre hinweg ihr einziger gemeinsamer Bezugspunkt. Das Patriarchat wiederum bemühte sich stets um die erneute Unterstellung der Auslandskirche unter seiner Obhut, etwa indem es die Wahl eines direkt aus Rumänien kommenden Geistlichen für die Pfarrstelle der Kapelle in Baden-Baden anregte – um seinen Vorschlag zu untermauern schlug das Patri-

Bilder: Wikipedia

«A.Savin, Wikimedia Commons», Quelle: Wikipedia

archat gar eine eigene finanzielle Beteiligung in Höhe von 70.000 DM zum jährlichen Unterhalt der Kapelle vor. Auf die Gläubiger in der Bunderepublik selbst konnte die rumänische Landeskirche allerdings bis in die 1980er Jahre hinein nur wenig Einfluss nehmen: Zu groß waren bei vielen Exilrumänen die Bedenken, dass aus Rumänien entsandte Pfarrer aufgrund der dortigen Machtverhältnisse allein ihren geistlichen Pflichten nachgehen würden, ohne sich dem Politikum zu widmen.

**M**it Aufnahme der diplomatischen Beziehungen 1967 änderte sich auch die Sicht der deutschen Behörden auf die rumänische Diaspora hierzulande. Dies zeigte sich einerseits daran, dass sich die Behörden gemäß den untersuchten Akten in geringerem Umfang mit den Exilrumänen und derer Organisationen beschäftigten. Andererseits beklagten sich die Exilrumänen selbst über ihre schwindende Rolle als Sprachrohr zur rumänischen politischen Lage und zu Vorkommnissen in der Heimat, Rolle die sie bis zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen gegenüber den deutschen Behörden eingenommen hatten. In den Focus deutscher Behörden rückten nun die zunehmenden Aktivitäten kommunistischer Organisationen auf deutschem Boden. Hierzu spielte der rumänische Geheimdienst »Securitate« eine herausragende Rolle. Die Securitate war bemüht die organisatorischen Strukturen der Exilrumänen zu infiltrieren, etwa indem sie Ausreisewillige zwang am neuen Wohnort mit dem rumänischen Geheimdienst zu kooperieren. Zweck dieser Kooperation war es, die organisatorischen Strukturen der Exilrumänen zu spalten, die Meinung der Exilrumänen im Sinne der kommunistischen Regierung zu beeinflussen, aber auch Informationen über das Privatleben der Exilrumänen zu gewinnen und diese und ihre Organisationen in der deutschen Öffentlichkeit zu diskreditieren. Nicht zuletzt sollten Exilrumänen auch zu Spionagezwecken eingesetzt werden. Dass die Maßnahmen der Securitate gegen Exilrumänen in der BRD auch gewaltsam sein konnten, zeigte 1981 der versuchte Anschlag auf Vlad Georgescu, einem rumänischen Mitarbeiter des Münchner Senders »Radio Freies Europa«. Obwohl als Täter zwei französische Staatsbürger identifiziert werden konnten, schloss das Bundesinnenministerium eine Beteiligung der »Securitate« nicht aus, ohne jedoch genaue Hinweise hierfür vorlegen zu können.

Die Informationsgewinnung zu den unterschiedlichen Gruppierungen der Exilrumänen gestaltete sich für die deutsche Seite schwierig, zumal den hiesigen Behörden oftmals die entsprechenden sozio-politischen und historischen Kenntnisse zur jüngeren rumänischen Geschichte fehlten. Diesen Mangel an Informationen versuchten deutsche Behörden durch den Rückgriff auf unterschiedliche Quellen zu beseitigen. Erste Informationen wurden zwischen den Behörden selbst ausgetauscht. Das Bundesministerium des Innern etwa kontaktierte diesbezüglich das Auswertige Amt und das Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, oder griff auf die Auskünfte ihm unterstehender oder zuarbeitender Ämter, bspw. das Bundesamt für Verfassungsschutz oder den Forschungsdienst Osteuropa, zurück. Aufgrund der schwierigen, bisweilen widersprüchlichen Quellenlage kam es vor, dass deutsche Behörden unterschiedliche, teils gegensätzliche Aussagen zu Personen oder Organisationen machten, z.B. zu General Ion Gheorghe, dem ersten U.A.R.G.-Präsidenten. Zu dessen antisemitischer Einstellung konnte das Bundesamt für Verfassungsschutz zunächst keine Aussage machen, wurde aber kurz darauf von anderen Behörden auf Schriften des Generals aufmerksam gemacht und revidierte seine Meinung. Auch Landesbehörden wurden oftmals um Auskunft gebeten, sofern es die Sachlage erforderte, so etwa das Innenministerium des Landes Baden-Württemberg und die lokale Administration in Baden-Baden im Falle der dortigen rumänisch-orthodoxen Kapelle.

Zur Verbesserung der Informationslage trugen auch Deutsche – oftmals Hochschulprofessoren – mit Rumänien- oder Osteuropaer-

fahrung bei, die ggf. auch in Deutschland Kontakte zu rumänischen Kreisen unterhielten. Diese traten teils im Namen rumänischer Organisationen auf die deutschen Behörden zu, teils wurden sie von deutschen Behörden als Experten bzgl. exilrumänischer Vorhaben herangezogen. Deutsche Hochschulprofessoren erschienen zudem öfters als Gründungsmitglieder oder Festredner im Rahmen von Veranstaltungen rumänischer Exilorganisationen, mit dem Ziel diesen Organisationen und ihren Vorhaben zusätzliche Bedeutung und ggf. einen wissenschaftlichen Anstrich zu verleihen. Ein Problem bei der Nutzung einiger dieser Informationsquellen bestand vor allem in den ersten Jahrzehnten nach dem Krieg in ihrer mehr oder weniger bekannten Affinität zu rechtem Gedankengut. Andere, gemäßigttere Akademiker mit Kontakten zu rumänischen Organisationen traten nicht nur als Informationsgeber in Erscheinung, sondern wurden von deutschen Behörden auch gebeten, im Rahmen von öffentlichen Veranstaltungen mäßigend auf rumänische Teilnehmer – etwa hinsichtlich extremistischer Aussagen – einzuwirken.

**E**ine weitere Informationsquelle waren die Exilrumänen selbst, ob als einzelne Person oder im Rahmen ihrer Organisationen. Den deutschen Behörden traten sie oftmals als Vertreter aller oder zumindest der Mehrheit der Exilrumänen gegenüber, wobei sie meistens nur eigene politische oder anderweitige Meinungen wiedergaben. Die Zersplitterung der Diaspora war auch den deutschen Behörden aufgefallen, die insgesamt davon ausgingen, dass eine Einigung der unterschiedlichen Exilgruppen auf Dauer nicht zu erreichen sei.

Nach Wiederaufnahme der deutsch-rumänischen diplomatischen Beziehungen zu Beginn des Jahres 1967 und der kurz danach einsetzenden Familienzusammenführung traten zwei weitere Auskunftsgeber hinzu: staatliche rumänische Stellen, etwa die rumänische Botschaft in der BRD und die rumäniendeutschen Aussiedler. Die Botschaft war u.a. bei Fragen der Einbürgerung von Rumänen – die über diesen Weg den Antrag auf die Entlassung aus der rumänischen Staatsangehörigkeit einleiteten – sowie im Falle straffällig gewordener rumänischer Bürger Ansprechpartner. Die Rumäniendeutschen wiederum standen gemäß den Akten deutscher Behörden den Rumänisch-Stämmigen teils ablehnend gegenüber und empfanden diese unter Umständen als Konkurrenten um Ausreisegenehmigungen aus Rumänien, aber auch um Leistungen in der Bundesrepublik. Zudem wurde befürchtet, dass sich die gegen den kommunistischen Staat gerichteten Aktionen der Exilrumänen negativ auf die deutsch-rumänischen Beziehungen auswirkten und dies wiederum zur Verlangsamung der Familienzusammenführung führen könnte. Die Wahrnehmung der rumänischen Diaspora in der BRD durch deutsche Behörden kann anhand von behördlichen Unterlagen nachverfolgt werden. Diese umfassen einerseits Schreiben, die von Außenstehenden an die deutschen Behörden gerichtet wurden, aber auch Akten, die von den Behörden selbst verfasst wurden. Letzteren liegen verschiedene Informationsquellen zugrunde, etwa die Mitteilungen anderer Behörden auf unterschiedlicher Ebene, Deutsche mit Rumänienerfahrung, die Exilrumänen selbst, aber auch in die BRD eingewanderte Rumäniendeutsche sowie nach Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen den beiden Ländern rumänische Behörden, u.a. die rumänische Botschaft in Köln und später in Bonn. Der Zeitpunkt der Aufnahme diplomatischer Beziehungen stellte aus der Sicht deutscher Behörden eine bedeutende Zäsur hinsichtlich ihrer Interaktion mit der rumänischen Diaspora in der BRD. Bis zu diesem Zeitpunkt lag der behördliche Fokus auf die rumänischen Exilorganisationen – politische, religiöse etc. – und damit einerseits auf die Gefahr für die öffentliche Sicherheit und das Image der Bundesrepublik, die v.a. von den Organisationen der rumänischen extremen Rechten – insbesondere der Legionärsbewegung – ausging. Andererseits wurde die deutsche Seite – oftmals unabsehblich – in die Streitigkeiten und Differenzen dieser Organisationen einbezogen. In diesen Fällen kam es vor, dass unterschiedliche Behörden

involviert wurden. Dabei fiel es auf, dass die beteiligten Behörden bei ihren Schlichtungsversuchen auch eigene innen- und außenpolitische Interessen berücksichtigten, Interessen, die teilweise denen anderer partizipierender Behörden widersprachen. In diesen Fällen wurde ggf. sogar politischer Druck von Bundesbehörden auf Landesbehörden ausgeübt, mit dem Ziel die Handlungsautonomie letzterer einzuschränken (s. hierzu die Vorgänge um die Besetzung der Pfarrstelle der rumänische-orthodoxen Kapelle in Baden-Baden).

Mit Aufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und dem sozialistischen Rumänien am 31. Januar 1967 verschob sich der Blickwinkel deutscher Behörden verstärkt in Richtung einer möglichen kommunistischen Gefahr, die von staatlichen rumänischen Stellen ausging. Hierbei landeten im Visier deutscher Behörden nicht nur Rumänen, die im offiziellen Auftrag in der Bundesrepublik unterwegs waren (Botschaftsangehörige, Mitglieder von Handelsmissionen etc.), aber auch arbeitssuchende Rumänen, sowie solche, die Teil des rumänischen Exils hierzulande waren. Zu den o.g. genannten Gefahren gehörten u.a. die beabsichtigte Beeinflussung der deutschen öffentlichen Meinung zugunsten Bukarests, mögliche Spionageversuche von Exilrumänen für den rumänischen Geheimdienst »Securitate«, aber auch die psychische und physische Bedrohung von in der BRD ansässigen Regimegegnern durch

Mitarbeiter der »Securitate« oder deren informellen Mitarbeitern in der Diaspora (hierbei spielten auch entsprechende Berichte aus anderen westlichen Staaten eine Rolle, etwa die versuchte Ermordung der beiden Dissidenten Paul Goma und Virgil Tanase in Frankreich im Jahr 1982).

Seit dem Ende der 1960er Jahre stellten Exilrumänen auch eine zunehmende Reduzierung ihrer Rolle als Informationsquelle für deutsche Behörden hinsichtlich der rumänischen politischen, ökonomischen oder sozialen Verhältnisse fest. Diese Rolle wurde verstärkt durch die anwachsende Zahl der rumäniendeutschen Aussiedler, aber auch durch rumänische staatliche Stellen ausgefüllt (letzteres ist auch den Bemühungen Bonnens um bessere diplomatische Beziehungen zum Bukarester Regime zuzuschreiben). In diesem Kontext traten die Exilrumänen teils auch als mögliche Störfaktoren der deutsch-rumänischen Beziehungen auf, etwa durch ihre in der BRD geäußerte öffentliche Kritik an das Regime in Bukarest sowie durch entsprechende öffentliche Handlungen (Demonstrationen etc.).

PAUL BAGIU

Paul Bagiu ist promovierter Historiker. Sein Fachgebiet sind die deutsch-rumänischen Beziehungen beginnend mit der Zwischenkriegszeit bis zum Niedergang des Kommunismus in Osteuropa.



Helmut Schmidt und Nicolae Ceaușescu in Rumänien 1978

15. Februar – 19.00 Uhr

## Die Geheimsache »Kanal« – Analyse der staatlich vermittelten Aussiedlung Rumäniendeutscher in die BRD (1968–1989) nach markttheoretischen Gesichtspunkten

Vortrag von Dr. Paul Bagiu

Zwischen 1968 und 1989 wurden Verhandlungen zur legalen Ausreise von Angehörigen der deutsch-rumänischen Minderheit in die Bundesrepublik Deutschland geführt. Formell verantwortlich für die regulierte Ausreise der Rumäniendeutschen waren einerseits das Bundesministerium des Innern, andererseits die rumänische Staatsführung mit Nicolae Ceaușescu an der Spitze. Zu Verhandlungsgegenständen erklärten die Unterhändler die periodisch zu genehmigenden Ausreisen von Rumäniendeutschen sowie die von deutscher Seite als »Entschädigung für Ausbildungskosten und entgangenem Mehrwert der Arbeitskräfte zu zahlenden Ausgleichs«. Beide Regierungen traten nicht selbst, sondern durch sorgsam gewählte Stellvertreter in Erscheinung.

Die Bundesregierung hoffte auf eine Zusammenführung von rumäniendeutschen Familien, die nach 1945 auseinandergerissen worden waren. Hinzu kam die Wahrnehmung einer systematisch politischen, sozialen und wirtschaftlichen Unterdrückung in Rumänien, der auch die deutsche Minderheit ausgesetzt war. Das sozialistische Rumänien strebte Ende der 1960er-Jahre seinerseits eine Annäherung an den Westen an, um die politische Isolation im Ostblock zu überwinden. Der Vortrag wird die sowohl politisch und als auch wirtschaftlich motivierten Hintergründe dieser Verhandlungen illustrieren.

In Kooperation mit: Verband der Siebenbürger Sachsen in Deutschland e.V.





## Wortlandstreicher

Laudatio auf den Andreas-Gryphius-Preisträger Traian Pop

Traian Pop Traian ist designerter, wengleich einstweilen nicht residierender Dorfschreiber von Katzendorf in Siebenbürgen. An dieser Stelle darf ruhig gelächelt werden, allerdings lediglich über die Titulatur, die er selbst wohl mit einem Lächeln honoriert hat. Dieser Traian Pop ist nämlich einer, der lächeln gelernt hat zu Zeiten und an Orten, zu denen und an denen dafür keinerlei Anlass bestand. In heutiger Zeit und an einem anderen Ort, in Ludwigsburg, praktiziert er es, das Lächeln, unbeirrt als Lyriker mit eigenen und als Verleger und Herausgeber von rund 400 Bänden mit den Texten anderer Autoren. Möglicherweise ist Traian Pop selbst überrascht, dass ich ihm das hier nachsage, dass ich den Ernst, mit dem er seine Arbeit tut, mit dem bunten Wimpel der Freundlichkeit versehe, aber einer, der so zu überraschen versteht wie er, der darf auch selbst einmal überrascht werden.

Nichts am Leben und Tun des 1952 im siebenbürgischen Kronstadt Geborenen ist »seinen Gang gegangen«, schon gar nicht seinen »sozialistischen Gang«, der einst dort vorgeschrieben war. Nach einem Studium an der Polytechnischen Hochschule Temeswar verweigert er die Laufbahn eines Ingenieurs in der »sozialistischen Volkswirtschaft« und begibt sich auf eigensinnige Abwege, die in die Kulturszene einer immer noch von habsburgischen Reminiszenzen zehrenden Stadt führen. So hat er zur Rock- und Jazzszene, ja zum Deutschen Staatstheater Temeswar gefunden, so hat er in den 80er Jahren begonnen, mit lyrischen Texten und einem Theaterstück über die »Kleinen Lügen in der Stadt der Lügenzwerge« – im rumänischen Vaterland der Lüge – der Wahrheit das Wort zu reden. Der »Rebell« (ein Wort des damals schon zu milder Weisheit neigenden rumäniendeutschen Schriftstellers Georg Scherg) der Achtziger, der »Hasardeur«, wie ihn sein Autor und Dorfschreiber-Schirmherr Frieder Schuller heute nennt, dieser Traian Pop, der sich seinen Vornamen auch als künstlerischen »nom de guerre« symmetriehalber zugelegt hat, ist auch heute ein Einzelgänger unter den Wortlandstreichern, wie der österreichische Schriftsteller Ludwig Hartinger sich und sie genannt hat und wie Traian Pop Traian sich selber nennt. Er hat etwas, was den Dichter »an sich« gerade nicht auszeichnet und was ich mit »Freundlichkeit« notdürftig zu umschreiben versucht habe. Und was Dichtern gemeinhin nicht eigen ist: Bescheidenheit bis hin zur Selbstlosigkeit. Darin ist nicht nur der Verleger Traian Pop »eigen«, auch dem Dichter Traian Pop Traian ist es nicht darum zu tun, Einzigartigkeit zu »affizieren«. Dieser Mensch hat im rumänischen Sozialismus gelernt: Alles, was »affiziert« wird, klingt und ist von vornherein falsch, führt in die Irre, überhaupt hängt Irre

mit Selbstgewissheit und entsprechender Penetranz und Lautstärke zusammen. Darum ist es an der Zeit, leise zu werden und sich abzufinden, ja zufriedenzugeben mit den zahllosen Unzulänglichkeiten, aus denen sich unser Leben zusammensetzt.

Hat denn jemand, der Lyrik liest, schon jemals erlebt, dass ein Dichter einen anderen, einen wie auch immer anderen in sein Gedicht holt, ihn nicht zitiert, sondern einbezieht, ja eine Gemeinschaft andeutet? Just das macht Traian Pop Traian:

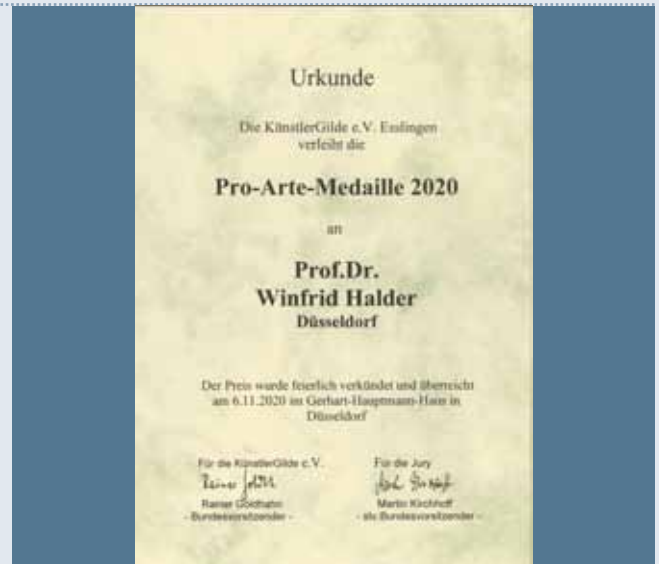
*der stumme Friseur bringt es schließlich fertig  
mit seinem erstaunten Mienenspiel  
und den Lippenbewegungen eines Fisches  
auf dem Trockenen  
dieses Bild in allen Einzelheiten zu beschreiben  
das dir so fremd erscheint  
obwohl du es träumtest  
Nacht für Nacht  
in einem Gedicht  
das ein anderer schrieb*

Gleichwohl, er neidet dem anderen dessen Gedicht mitnichten, allerdings beharrt er auf dem seinen – wobei er sich in der dritten Person anspricht:

*Wenn  
er statt seinen täglichen Pflichten nachzukommen  
mit sich selber  
spricht bedeutet es doch  
dass er eines anständigen Gefühls nicht fähig ist – gerade er  
der noch hofft  
seine ganze Liebe in einen Vers zu fassen?*

Hoffen, Hoffnung allerdings ist nun gerade etwas, was man in unserem Heimatland Rumänien aufs Heftigste und Verzweifeltste praktizierte, was allerdings nie richtig praktikabel, geschweige denn praktisch war, ging die Hoffnung doch stets und unweigerlich mit der Enttäuschung einher. Der Grundton von Traian Pop Traians Lyrik ist folgerichtig nicht jener der Resignation, auch nicht der Hoffnungslosigkeit, vielmehr ist sie geprägt vom Verzicht auf Hoffnung.

*mein einstiges Haus  
in dem ich meine Kindheit versteckte  
bevor ich wegging  
und in das ich nicht mehr hineinkam  
nie wieder*



Bilder: wikipedia, privat

Oder:

*ewig unterwegs Landstreicher  
mit den traurigen Augen des Abends  
und wirrem Haar gleich einem Schimpfwort*

Viel prägnanter klingt das auf Rumänisch, die deutsche Übertragung zeigt die Grenzen aller Übersetzungskunst auf. Sie wirkt lediglich nachgestellt. Ich werfe hier deshalb, auch weil sich das bei einem rumänischen Dichter so gehört und ich zumindest eine leise Ahnung vermitteln will von der zwanglosen Präzision dieses Autors, die Originalverse ein:

*veşnic hoinar  
cu ochii trişti de seară  
şi părul încîlcit într-o ocară*

Damit sind wir auch bei dem schönen, allerdings utopisch schönen Mythos von dem Schmelztiegel Siebenbürgen und Banat, dem dieser rumänische Poet und deutsche Verleger zahlreicher anderssprachiger Schriftsteller entstieg ist. Weder beim Schreiben noch beim Büchermachen leugnet oder verleugnet er seine Position als »Zwischenschaftler« – um einen weiteren seiner Autoren, den mittlerweile verstorbenen Dieter Schlesak, zu beschwören –: »Zwischenschaftler« zwischen Literaturen, Welten, die sich naturgemäß allemal selbst genügen, das aus seiner Sicht aber nicht tun sollten. Er zitiert mit freundschaftlicher Bewunderung eine längst verstorbene Bukarester Kollegin, welche die nachgerade tragische Kehrseite der Utopie vom Schmelztiegel auf die nüchterne Formel gebracht hat:

*was würden wir rumänischsprachigen Schriftsteller ohne die  
deutschsprachigen anfangen  
fragte sich Mariana Marin*

Auch dieser offenen Frage geht Traian Pop in seinen Texten und in seinen Büchern mit Texten anderer geduldig nach bis hin zu dem Schluss, dass verständige und sensible Solidarität aller, die mit und von den Worten aller Sprachen leben, unabdingbar ist. Diesem Gedanken gibt er sich als Verleger, vulgo Unternehmer, hin und hat ihm, rastlos unterwegs für die Kollegen und ihre Bücher, ein gerüttelt Maß an eigenen lyrischen Energien geopfert – wie man sich denken kann und wie er selbst bedenkt:

*ich wollte nie hoch hinaus  
hin und wieder streiften die Blicke blühenden Flieder  
aus dem ich Kränze flocht für die hoch über mir  
und ich beneidete sie ob ihrer Schönheit*

Die existentielle Dimension fasst er mitleidlos, das bedeutet hier: ohne jede Spur von Selbstmitleid, in ein schier erschreckendes und doch mild ironisch getöntes Bild:

*mit Gummihandschuhen die eine Erinnerung  
von mehr als tausend Volt aushalten  
zupft dich der Augenblick am Ärmel: »Sieh mich an ich bin  
der Held  
den du jeden Morgen  
in dir erhängst«*

In Großbuchstaben springt einen die Einsicht in die Beschränktheit, schließlich Vergeblichkeit poetischer Imagination an:

*KÖNNTE DAS GURREN DER TAUBE NICHT  
DAS WEHKLAGEN  
EINER WEITAUS GEQUÄLTEREN SEELE SEIN?*

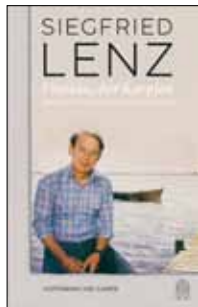
Auch diese schöne und bedenkenswerte Frage bleibt, wie alle Fragen, unheilbar, um nicht zu sagen: heillos, offen. Gerade diese Offenheit, das Bekenntnis zur – unheilbaren – Ratlosigkeit macht das stete Rätsel und den dunklen, oft düsteren Reiz von Traian Pop Traians Poesie aus. Ihm kann man sich nicht entziehen, und wer sich allen Ernstes darauf einlässt, will sich ihm auch nicht mehr entziehen.

*es ist wieder herbst und der nebel verbirgt was andre nicht sehen  
sollen  
du könntest dich freiheit nennen und ich wäre nochmal  
der teddybär den du im schlaf umarmtest  
leg  
dein herz auf die kalte klinge des morgens und komm  
komm herzscherz mein  
komm  
von fernher  
übers weltenmeer  
eh noch der nebel  
sich lichtet*

Die Laudatio auf Traian Pop hielt der in Siebenbürgen geborene Literat und Journalist Georg Aesch (Kulturportal West-Ost und Kulturpolitische Korrespondenz Stift. Dt. Kultur im östlichen Europa). Aesch verfasste zahlreiche literaturkritische Beiträge und trat im deutschen Sprachraum als Übersetzer von Norman Manea, Gellu Naum, Mihail Sebastian und anderen rumänischen Autoren hervor.

## Eine Auswahl unserer Neuzugänge

### Siegfried Lenz: Florian, der Karpfen



1953 wurde beim damaligen NWDR in Hamburg das Hörspiel »Florian, der Karpfen« ausgestrahlt. Der Text der Geschichte von Siegfried Lenz blieb seitdem verschollen. Nun, beinahe 70 Jahre später, ist die Geschichte entdeckt und herausgegeben worden. Das Märchen erzählt die Geschichte von Karlchen, einem kleinen Jungen, der sich nichts sehnlicher wünscht, als sich wie die Fische im See zu tummeln. Ob Florian, der alte Karpfen, Karlchen helfen

kann? Karlchen begegnet auf seiner Suche nach einer Schwimmblase allerlei merkwürdigen Tieren: wundervoll plastischen Figuren wie Hans von Zwickau, einem verletzten Krebs in der Konservendose, dem Brassenmädchen Rosa oder dem eitlen Neunauge, das den gottgleichen Zauberkarpfen bewacht. Die Wiederentdeckung des Hörspieltexthes ist eine kleine Sensation, die gerade recht zur Weihnachtszeit kommt.

### Georg Herbstritt: Entzweite Freunde



Das Ministerium für Staatssicherheit der DDR (MfS) und die rumänische Securitate entzweiten sich in den 1960er-Jahren dauerhaft. Fortan wurde Rumänien von der DDR-Staatssicherheit als Problemfall begriffen und ausspioniert. Gestützt auf Akten aus beiden Ländern untersucht das Buch die politischen Hintergründe dieses Konflikts und betrachtet das vielschichtige Beziehungsgefüge sowie die einzelstaatlichen Interessen der sozialistischen Geheim-

dienste. Eine beeindruckende und quellengesättigte Studie, die zahlreiche neue Erkenntnisse präsentiert und zugleich die Qualitäten eines Nachschlagewerks aufweist. Zur Sprache kommen nicht nur die geheimdienstlichen Beziehungen, sondern auch das schwierige Verhältnis zwischen den beiden Staaten insgesamt. Immer wieder werden die Überlieferungslage und der Quellenwert bestimmter Akten und Bestände diskutiert, was zum einen auf eine akribische Auswertungsleistung verweist, zum anderen wertvolle Auskünfte für weitere Forschungen gibt. Neben Mitarbeitern und Informanten werden dabei auch Menschen in den Blick genommen, die von den Geheimpolizeien verfolgt und überwacht wurden.

### Martin Langebach (Hrsg.): Protest – Deutschland 1949–2020



In Deutschland wird protestiert. Gegen Stuttgart 21, gegen G20 oder gegen die Unterbringung von Geflüchteten. Für den Erhalt des Hambacher Forsts, bezahlbaren Wohnraum oder Ortsumgehungen. Viele gesellschaftliche Themen und Entwicklungen reizen Bürgerinnen und Bürger, gegen oder für etwas zu protestieren. In Deutschland

hat Protest eine lange Geschichte – in Ost wie West. Er drückt sich in Transparenten, Sprechchören und Unterschriftenlisten aus, wird mit Liedern formuliert und über Logos, Shirts und Buttons popularisiert. Das Netz und insbesondere die Sozialen Medien schließlich haben viele Formen des Protestes erweitert. Protest ermöglicht eine direkte politische Beteiligung, jenseits von Wahlen und anderen klassischen Formen politischer Mitbestimmung. Der Band widmet sich 90 ausgewählten Protestereignissen der letzten 71 Jahre. Er erläutert Themen, Orte, Akteure und Formen der Bürgerproteste in BRD, DDR und dem heutigen Deutschland.

### Über die Grenze! Tagungsband der 56. Kulturtagung Sindelfingen 2020



Die Tagungsbeiträge befassen sich mit der Auswanderung der Banater Schwaben aus dem kommunistischen Rumänien. Dieses Thema bestimmte das Denken und Handeln der Menschen im Banat über viele Jahrzehnte. Nach der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Rumänien und der Bundesrepublik Deutschland setzte eine unter dem Oberbegriff »Familien-

zusammenführung« ständig wachsende Auswanderungswelle ein, deren Hintergründe und Mechanismen erst nach der Wende umfänglich aufgedeckt werden konnten. Viele Auswanderungswillige entschieden sich auch für den riskanten und gefährlichen illegalen Weg über die Grenze. Beide Wege wurden von Fluchthelfern und Trittbrettfahrern flankiert. Die genauen Zusammenhänge bis heute nicht verlässlich geklärt. Mit Beiträgen namhafter Referenten und Zeitzeugen erarbeitete die Kulturtagung 2020 eine Bestandsaufnahme der Beweggründe und auch der Auswirkungen der »banatschwäbischen Völkerwanderung«.

### Andreas Rostek (Hrsg.): Belarus! Das weibliche Gesicht der Revolution



Seit 2020 protestieren die Menschen in Belarus massiv gegen das Regime Alexander Lukaschenkas: 26 Jahre sind genug. Die Staatsmacht reagiert darauf mit Gewalt. Tausende Demonstranten wurden entweder festgenommen oder mussten das Land verlassen. Aber die Proteste gehen weiter, zu viel steht auf dem Spiel. Ein Zurück in einen Zustand vor diesem Aufbruch ist nicht mehr möglich. Die Proteste in Belarus werden maßgeblich von Frauen getragen. Sie bestimmen das Bild, stehen in der ersten

Reihe und prägen die Formen des Aufstands. Das Land im Osten Europas hat gezeigt: Die Revolution trägt ein weibliches Gesicht. Die »Flugschrift« – geschrieben ausschließlich von Frauen – zeichnet nach, was in dem Land vor sich geht. Ein Reader mit zahlreichen Originalbeiträgen, mit Gedichten von fünf Dichterinnen, einer Chronik, 40 Seiten mit Stimmen aus dem Land und 20 Seiten mit Dokumenten.

Corona: Im GHH gilt die 2G-Regel, für die Bibliothek gilt 3G.

Sollten sich aufgrund der Coronapandemie Änderungen ergeben, können Sie diese auf unserer Website finden.

Das GHH, die aktuellen Ausstellungen und die Bibliothek bleiben unter zwingender Beachtung der Abstandregeln, der Maskenpflicht sowie den geltenden Corona-Regeln weiterhin für Einzelbesuche geöffnet.

## Chronologie Januar bis März 2022

### 25. Januar – 19.00 Uhr

Die Deutschen in der Sowjetunion in der letzten Phase ihrer Existenz 1985–1991

Vortrag von Dr. Viktor Krieger-Konferenzraum

### 08. Februar – 19.00 Uhr

»Wir werden jedes Beginnen mit allen Kräften unterstützen, das auf die Schaffung eines geeinten Europas gerichtet ist ...« 70 Jahre Charta der deutschen Heimatvertriebenen

Vortrag von Prof. Dr. Matthias Stickler  
Eichendorff-Saal

### 15. Februar – 19.00 Uhr

Die Geheimsache »Kanal« – Analyse der staatlich vermittelten Ausiedlung Rumäniendeutscher in die BRD (1968–1989) nach markttheoretischen Gesichtspunkten

Vortrag von Dr. Paul Bagiu  
Konferenzraum

### 17. Februar – 19.00 Uhr

Septembersonntag  
Andreas Pietsch liest aus seinem Roman  
Konferenzraum

### 21. Februar – 19.00 Uhr

Die Leben des Paul Zech.  
Buchvorstellung und Gespräch mit Alfred Hübner  
Konferenzraum

### 24. Februar – 19.00 Uhr

Ein Schuster aus Tilsit und ein falscher Hauptmann in Köpenick. Zum 100. Todestag von Wilhelm Voigt (1849–1922)

Vortrag mit Textbeispielen von Dr. Katja Schlenker und Prof. Dr. Winfrid Halder  
Konferenzraum

### 08. März – 18.00 Uhr

Frauen im Gespräch – Swetlana Alexijewitsch und die weibliche Sicht auf Krieg und Terrorismus  
Konferenzraum

### 15. März – 19.00 Uhr

Politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Wandel in Oberschlesien seit 1990

Vortrag von Jan Opielka  
Konferenzraum

### 22. März – 19.00 Uhr

Architekt der Neuen Ostpolitik. Zum 100. Geburtstag von Egon Bahr (1922–2015)

Vortrag von Prof. Dr. Bernd Faulenbach  
Konferenzraum

### 28. März – 19.00 Uhr

Kein Hollywood ohne den europäischen Osten: Billy Wilder & Co.

Vortrag von Klaus Zimmermann  
Konferenzraum

### 30. März – 19.00 Uhr

Die Kastanien von Charkiw. Mosaik einer Stadt.

Buchvorstellung und Lesung mit Michael Zeller  
Konferenzraum

Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus  
Deutsch-osteuropäisches Forum  
Bismarckstr. 90  
40210 Düsseldorf

02 11 16 99 111  
sekretariat@g-h-h.de  
www.g-h-h.de

Ihre Zufriedenheit ist unser Ziel! Wir  
freuen uns über Ihre Bewertungen.

 @gerharthauptmannhaus

 <https://t1p.de/ghh-bewerten>

#### ÖFFNUNGSZEITEN

#### VERWALTUNG

Mo-Do 08.00 – 12.30 Uhr und  
13.00 – 17.00 Uhr  
Fr 08.00 – 14.00 Uhr

#### BIBLIOTHEK

Mo-Mi 10.00 – 12.30 Uhr und  
13.30 – 17.00 Uhr  
Do 10.00 – 12.30 Uhr und  
13.30 – 18.30 Uhr

#### AUSSTELLUNGEN

Mo + Mi 10.00 – 17.00 Uhr  
Di + Do 10.00 – 19.00 Uhr  
Fr 10.00 – 14.00 Uhr  
Sa auf Anfrage  
Sonn- und feiertags geschlossen

#### IMPRESSUM

WOJ 28. Jg. – 1/2022 ISSN 0947-  
5273

Herausgeber  
Stiftung Gerhart-Hauptmann-  
Haus  
Deutsch-osteuropäisches Forum  
Bismarckstr. 90  
40210 Düsseldorf

#### GEFÖRDERT DURCH

**Ministerium für  
Kultur und Wissenschaft  
des Landes Nordrhein-Westfalen**

Vorsitzender des Kuratoriums  
Reinhard Grätz

Vorsitzender des Vorstandes  
Edgar L. Born

Chefredakteur  
Prof. Dr. Winfrid Halder

Redaktion  
Laura Ebert, Ilona Gonsior

Satz und Layout  
Thomas Bock

Herstellung  
Freiraumdruck

#### ABONNENTEN

Damit Sie auch weiterhin das aktuelle West-Ost-Journal zum Versandkostenpreis erhalten, bitten wir Sie, den Jahresbeitrag von 6,50 € zu überweisen, Kontoverbindung siehe unten auf der Karte

#### HINWEIS

Während unserer Veranstaltungen finden Film- und Fotoaufnahmen statt. Mit dem Betreten unserer Räumlichkeiten erklären Sie sich damit einverstanden, dass Sie ggf. auf Aufnahmen zu sehen sind, die im Rahmen der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Stiftung GHH digital und analog verwendet werden.

Ich abonniere das »West-Ost-Journal« zum Preis von  
6,50 € jährlich; Kündigungsfrist: 3 Monate vor Jahresende

.....  
Vorname Nachname

.....  
Straße, Nummer

.....  
PLZ, Wohnort

Ich überweise den Jahresbeitrag auf das Konto:  
Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus  
Stadtsparkasse Düsseldorf; Betreff: Abo-WOJ  
IBAN: DE 30300501100036005007  
BIC: DUSSEDDXXX

.....  
Datum und Unterschrift

Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus  
Deutsch-osteuropäisches Forum  
Bismarckstr. 90  
40210 Düsseldorf